

AUSGABE 4/2004
DEZEMBER 2004/KISLEV 5765

€ 3,-

WWW.NUNU.AT

nunu

„Schneide niemals deine Wurzeln ab“

Starregisseur István Szabó im Interview



Foto: © Peter Rigaud



INHALT

- Seite 4 COVER István Szabó**
Der große Regisseur („Mephisto“, „Oberst Redl“, „Der Fall Furtwängler“) im NU-Interview. Von Danielle Spera
- Seite 10 ZAHLEN Absolutheit der Existenz**
Von den alten Pythagoräern zu den Kabbalisten bis hin zum Bundeskanzler – sie alle bedienen sich der Magie der Zahlen. Von Rudolf Taschner
- Seite 14 BUCH I Geschichten mit Geschichte**
Der Geschichte(n)sammler Georg Markus brachte ein neues Buch heraus. NU hat es gelesen. Von Erwin Javor
- Seite 16 INTERVIEW I Zwischen Broadway und Hernalts**
Frederic Morton wird 80 Jahre alt. NU hat ihn in seiner New Yorker Wohnung besucht. Von Barbara Tóth
- Seite 19 BUCH II Der neue Antisemitismus**
Berechtigte Kritik an Israel oder plumper Antisemitismus? Zwei aktuelle Bücher zur aktuellen Debatte. Von Saskia Schwaiger
- Seite 20 RÄTSEL Jiddisches, „kreuzweise“**
Von Michaela Spiegel
- Seite 21 PORTRÄT Von 9/11 nach Wien**
Für die New Yorker Künstlerin Andrea Belag waren die Anschläge des 11. September der Anlass, in Wien ihren Wurzeln nachzuspüren. Von Peter Menasse
- Seite 24 INTERVIEW II Howard Jacobson**
Der britische Schriftsteller („The Making of Henry“) im NU-Gespräch über Wien, Israel und jüdische Spießer. Von Axel Reiserer
- Seite 26 GESCHICHTE Auf den Spuren der Karäer**
Eine kleine jüdische Splittergruppe lebt noch in der Türkei, in Ägypten, Litauen und auf der Krim. Von Thomas Schmidinger
- Seite 28 MUSIK Vom Shtetl ins Ghetto**
Die Klezmer-Musik, im osteuropäischen Shtetl entstanden, feiert heute ein Comeback. Von Elfriede Genée
- Seite 30 DAJGEZZEN Is was im Bush?**
Erwin Javor und Peter Menasse im bewährten Zwiegespräch über Bush, Ambrozy und Seyfried
- Seite 32 MEINUNG I Born Again Christians**
Nach Bushs Wiederwahl wird Religion in den USA zur Privatsache. Von Philipp Steger
- Seite 34 MEINUNG II Gemacht und gemacht**
Martin Engelberg über Reformen in der Gemeinde
- Seite 36 ALLTAGSGESCHICHTEN**
Erwin Javor über eine unheilige Allianz zwischen Kronenzeitungs-Zar Hans Dichand und Jacob Biderman
- Seite 38 AUFLÖSUNG Jiddisches, „kreuzweise“**



EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser!

Das vorliegende NU bietet Ihnen viel zum Lesen und Nachlesen, gerade rechtzeitig vor den Feiertagen. Ans Herz gelegt sei Ihnen das ausführliche Gespräch mit dem Starregisseur István Szabó, das NU-Autorin Danielle Spera in Wien geführt hat. NU dankt an dieser Stelle besonders dem Hotel Imperial für die großzügige Unterstützung, die mit Sicherheit zum Gelingen dieses Interviews beigetragen hat.

Bereits im April dieses Jahres hat NU das Thema „Antisemitismus: Altes Gift im neuen Europa“ zur Titelgeschichte gemacht (Ausgabe 1/2004/Nissan 5764). Nunmehr liegen auch zwei empfehlenswerte Bücher zum Thema vor, die in NU besprochen werden.

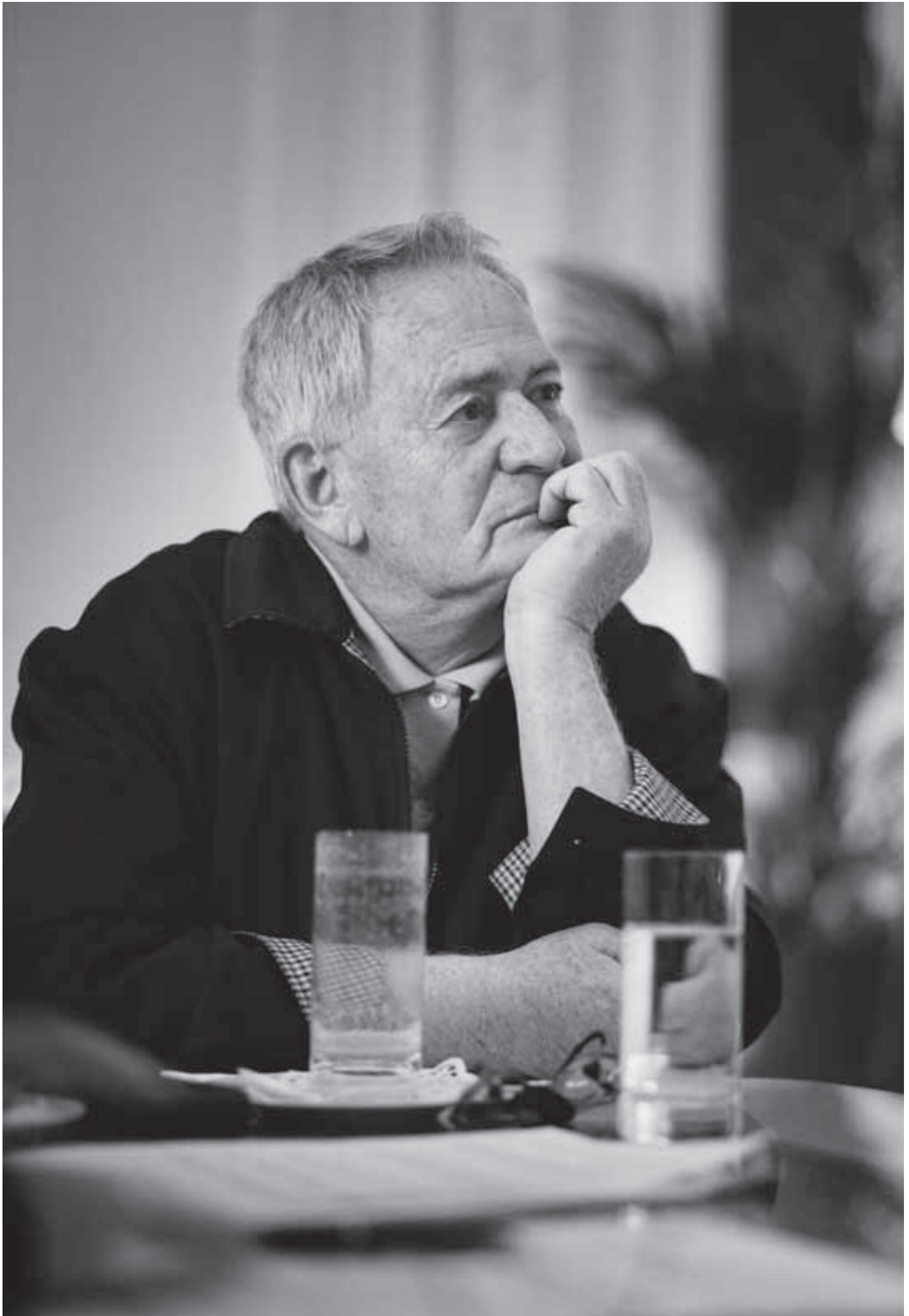
Außerdem in dieser Nummer: Das bewährte „Kreuzweise“-Rätsel von Michaela Spiegel und ein US-Präsidentenwahl-Kommentar von Philipp Steger, der künftig als erster „NU-Korrespondent“ noch öfter Beiträge aus den USA schreiben wird.

Sie wissen ja, wir haben keine Finanzierungsquelle außer dem Heftverkauf und Ihrer freundlichen Spende. Die Kontonummer für alle Fälle: BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300.

Viel Vergnügen beim Lesen und im Namen der ganzen Redaktion: Chanukah Sameach! Wünscht Ihnen

Saskia Schwaiger
Stv. Chefredakteurin

(Mail an: office@nunu.at)



Fotos: © Peter Rigaud

„Die Politiker sind die Kriminellen“

István Szabó, international angesehener Filmregisseur („Mephisto“, „Oberst Redl“, „Ein Hauch von Sonnenschein“, „Der Fall Furtwängler“), über Künstler in totalitären Systemen, den neuen Antisemitismus, seine krankhafte Liebe zu Österreich und Ungarn und die Liebe der Europäer zum amerikanischen Film.

Von Danielle Spera

NU: *Durch Ihre Arbeit zieht sich ein Thema wie ein roter Faden: Künstler unter dem Druck totalitärer Macht. Anpassung oder Auflehnung, Kollaboration oder Widerstand? Warum ist gerade das Ihr Thema?*

Szabó: Das ist leider kein Zufall. Erstens habe ich in meinem Leben bis auf die letzten zehn Jahre alle möglichen totalitären Systeme erlebt. Als kleiner Bub den ungarischen Adolf Hitler – also Ferenc Szálasi –, später als Schulkind Josef Stalin, 1956 und die Zeit danach. Also mit totalitärer Macht umzugehen ist meine Muttersprache. Das ist traurig, aber so ist es. Es ist immer die Frage gewesen: Wie kommt man durch, wie lebt man so? Zweitens lebe und arbeite ich unter Künstlern, ich kenne daher sicher die alltäglichen Probleme von Künstlern besser, als ich die täglichen Probleme von Rechtsanwälten kenne. Die Filme sind sozusagen organisch durch meine Erlebnisse geprägt.

NU: *Wie sind Sie als Künstler im kommunistischen Ungarn damit umgegangen, als angesehener Filmregisseur, der in einem doch totalitären System arbeitet?*

Szabó: Ich hatte das Glück, dass ich die schlimmste Zeit, Hitler und Stalin, als Kind erlebt habe. Die Zeit nach 1956 habe ich sehr bewusst erlebt. Wir hatten ein paar schwere Jahre, während derer man wirklich vorsichtig sein musste, was man sagt, und aufpassen musste, mit wem man wie umgeht. Aber auf der anderen Seite hatte ich das Glück, in der Schule mit einer Gruppe von jungen Burschen zusammen zu sein, die einander geschätzt haben. Erst später haben wir erfahren, dass wir alle Juden sind. Wir hatten auch Lehrer, die uns geschützt haben. Daher war es für uns nicht so schlimm. Später, als ich angefangen habe, als Filmregisseur zu arbeiten, in den späten 60er Jahren, da war alles anders. Die kommunistische Diktatur ist lockerer gewor-

den. „Gulaschkommunismus“ ist der Begriff, den man dafür geschaffen hatte. Eine Art von operettenhaftem Kommunismus. Eine Fassade, schön gestrichen und dahinter nichts. Als ich mit meinem Film „Oberst Redl“ begonnen hatte, wurde ich zum Kunststaatssekretär gerufen. Man meinte, es sei eine symbolische Geschichte über die Schauprozesse, was ja auch stimmte. Der Staatssekretär war sehr streng mit mir, er machte mir aber gleichzeitig mit Gesten verständlich, dass er nicht offen sprechen könne, weil das Gespräch abgehört wurde. Es war also evident, dass alles nicht so ernst zu nehmen sei.

NU: *„Der Fall Furtwängler“ ist ein Paradebeispiel für das Thema. Ihr Film beschäftigt sich mit der Rolle des berühmten Dirigenten im nationalsozialistischen Deutschland. Die Schlusszene allerdings zeigen Sie zwei Mal. Furtwängler schüttelt Goebbels die Hand und wischt sie sich danach mit einem Taschentuch ab. Muss man das als eine Art Weißwäscher deuten?*

Szabó: Ich habe mir zur Vorbereitung auf den Film alles besorgt, was es über Furtwängler in den Archiven gab. Und da fand ich eine Totale, am Ende eines Konzerts von Furtwängler: Goebbels schüttelt Furtwängler die Hand und mir fiel etwas Ungewöhnliches auf. Furtwängler hatte etwas in der Hand, doch ich konnte nicht erkennen, was es war. Ich habe die Einstellung ins Kopierwerk geschickt und so oft vergrößern lassen, bis ich sehen konnte, was sich ereignet hatte. Furtwängler nimmt sein Taschentuch aus der Hosentasche und säubert sich damit gründlich die Hand, die er Goebbels geschüttelt hat. Ich denke, dass diese Szene vorher noch niemandem aufgefallen war. Man kann sich vorstellen, was passiert wäre, wenn ein Gestapo-Offizier diesen kleinen Moment entdeckt hätte. Es war vielleicht eine Aktion, die Furtwängler nur unbewusst gesetzt hat, aber es sagt sehr viel über ihn aus. ▶

NU: Wie sehen Sie den Fall Furtwängler?

Szabó: Ich wollte eine Frage stellen: Wie beurteilen die Zuschauer Wilhelm Furtwängler? Ich möchte jedenfalls unterschiedliche Diktaturen nicht vergleichen. Obwohl es sehr modern ist, die Nazis mit den Kommunisten zu vergleichen, bin ich nicht bereit, das zu tun. Auch wenn die kommunistische Diktatur viele Opfer gefordert hat. Aber es gab das bewusste, ideologische, klare Ziel Völker auszuradieren nicht. Aber natürlich muss ich mir auch die Frage stellen, wie ich mich während der kommunistischen Zeit in Ungarn verhalten habe.

NU: Wie kann man es akzeptieren, dass jemand in Nazi-Deutschland Kompromisse einging wie Furtwängler?

Szabó: Ich möchte Furtwängler nicht weißwaschen. Ich sehe klar, dass er den Nazis gestattet hat, ihn als Schaufensterpuppe in die Auslage zu stellen. Ich habe einmal ein Interview mit Albert Speer gesehen. Er wurde gefragt, ob er sich schuldig fühle. Er antwortete spontan: „Ja, ich bin schuldig.“ Allerdings begann er zu erklären, warum er schuldig sei. Und seine Erklärung war so intellektuell, dass ich es nie vergessen werde. Er sagte: „Ich fühle mich schuldig, weil ich nichts über die Konzentrationslager gewusst habe und nicht gewusst habe, was unsere Leute dort machen. Aber wahrscheinlich habe ich es nicht gewusst, weil ich es nicht wissen wollte. Deshalb fühle ich mich sehr schuldig.“ Was für eine schmutzige intellektuelle Antwort. Wenn ich über Künstler in Diktaturen nachdenke, fällt mir immer diese Antwort ein: „Nein, wir wussten nichts, wir sind unschuldig, aber wir fühlen uns ein bisschen schuldig.“

NU: Immer wieder hört man, dass Ihr Film „Ein Hauch von Sonnenschein“, eine herausragende Geschichte über eine ungarisch-jüdische Familie, autobiographische Züge trage, wenn auch sehr peripher. War die Geschichte Ihrer Familie auch so turbulent?

Szabó: Ich spreche nicht gerne darüber, weil es sehr privat ist. Natürlich ist einiges, das ich zu Hause gehört habe, hineinverwoben, einige Charaktere sind Menschen nachempfunden, die ich persönlich gekannt habe. Aber das ist etwas sehr Intimes. Wenn dieser Film irgendwie ein bisschen gelungen ist, dann deshalb, weil einige Menschen realisiert haben, dass sie persönlich betroffen sind. Was

meiner Familie passiert ist, ist Millionen Menschen geschehen. Ich habe versucht, persönliche Erlebnisse und Erfahrungen einfließen zu lassen, Elemente zu benützen, die in anderen Menschen Erinnerungen hervorrufen.

NU: Der große Kampf zwischen Tradition und Assimilation, war das bei Ihnen zu Hause auch ein Thema?

Szabó: Das ist ein großes Problem, das mich tief betrifft. Ich glaube, dass diese Art von Assimilation, wie in unserer Familie, ein großer Fehler war. Um es deutlich zu sagen: Wenn man die Wurzeln abschneidet, nur um sich anzupassen, nur weil man ein bisschen vorwärts kommen möchte, dann ist das ein ganz großer Fehler. Ich habe diesen Film gemacht, um zu zeigen: „Ja, es war ein Fehler, bitte wiederholt ihn nicht!“

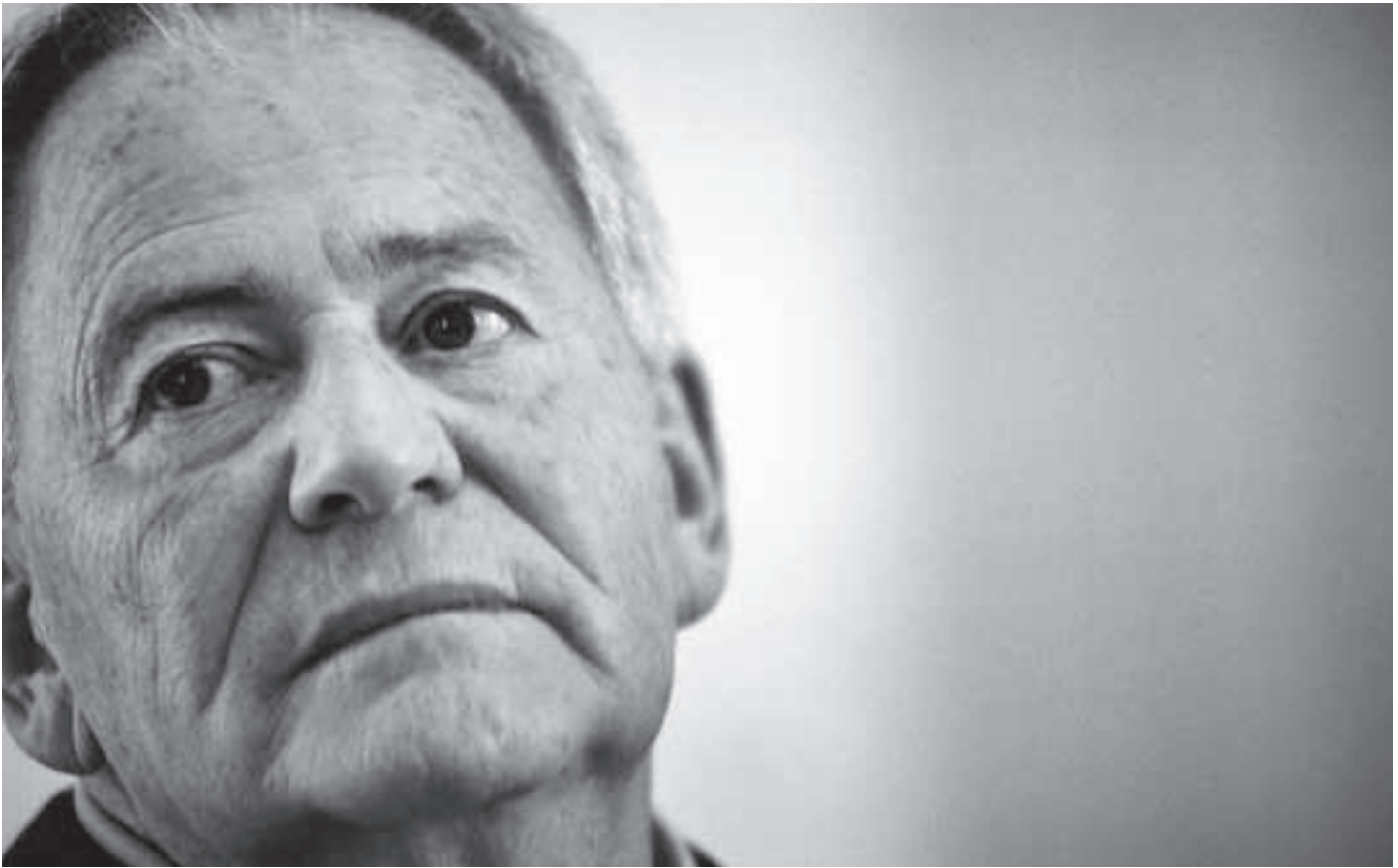
NU: Das heißt, Ihre Familie hat die Tradition schon früh aufgegeben?

Szabó: Schon mein Großvater und sein Bruder haben in Wien studiert, einer wurde Arzt, der andere Rechtsanwalt. Sie haben sich tief und total von der Tradition emanzipiert, 1944 waren sie wirklich enttäuscht, als sie feststellen mussten, dass die Assimilation auch keine Rettung war. Alle wurden umgebracht, ob sie assimiliert waren oder nicht. Die Menschen, die überlebt haben, haben zufällig überlebt, wirklich rein zufällig.

NU: Wie gehen Sie mit dem neuen Antisemitismus in Europa um, auch Ungarn ist ja nicht verschont geblieben.

Szabó: Es ist deutlich zu spüren – überall in Europa. Durch den Irak-Krieg ist ein antiisraelisches Gefühl entstanden, das sich mit einer Art von Antisemitismus mischt. Das lässt sich nicht trennen. Krieg ist Krieg, aber es ist schlimm, dass dadurch wieder dieses Gefühl bei den Menschen da ist. In Frankreich ist es am allerschlimmsten, allerdings gibt es dort noch den Lichtblick, dass die französische Regierung lautstark und sehr bewusst dagegen ankämpft. In den meisten anderen Ländern schweigen die Politiker.

NU: Was kann man gegen den neuen Antisemitismus unternehmen? Haben Sie das Gefühl, dass Sie mit Ihrer Arbeit etwas bewegen können?



Szabó: „Ich bin nicht bereit, die Nazis mit den Kommunisten zu vergleichen. Das klare Ziel, Völker auszuradieren, gab es bei den Kommunisten nicht.“

Szabó: Es ist eine Krankheit, eine seelische Krankheit. Es geht nicht nur um Antisemitismus, es geht um den Wunsch, einen Feind zu haben, wenn es einem schlecht geht. Es ist so einfach, einen Feind zu erfinden, wenn man etwas nicht schafft, weil man vielleicht ein bisschen weniger engagiert war. Es ist so viel einfacher, als sich in den Spiegel zu schauen und zu sagen: „Ja, ich war faul oder ich habe etwas falsch gemacht.“ Es ist viel leichter zu sagen: „Ja, die Juden sind schuld, oder die Zigeuner, die Italiener, die Fahrradfahrer, wer auch immer.“ Ein Feind muss her. Schlimm sind allerdings die Politiker. Sie nützen diese Emotionen aus. Nicht deutlich und laut, aber trotzdem bewusst. Denn sie wissen, dass es so einfacher ist, die Menschen hinter sich zu scharen. Also die Kriminellen in Europa heute sind die Politiker. Die Politiker, die versuchen mit Zweideutigkeiten Massen zu finden. Da es nicht erlaubt ist, deutlich zu sein, machen sie es eben zweideutig. Genauso kriminell sind übrigens die Politiker, die schweigen. Jene, die sagen, ich mische mich nicht ein. Verzeihen Sie, dass ich bei diesem Thema emotional werde, aber da kann ich nicht anders.

NU: Ist Israel sozusagen als „Gelobtes Land“ für Sie ein Thema?

Szabó: Ich glaube nicht. Ich bin einfach total mitteleuropäisch, ich fühle mich in Budapest und in Wien geradezu krankhaft wohl. Obwohl mich viele Menschen fragen, was willst du in diesem Museum? Ich liebe Museen. Es ist so emotional, allein wenn ich eine Fassade hier anschau, da kommen so viele Erinnerungen hoch.

NU: Sind Sie als Künstler aufgefordert, politische Stellung zu beziehen?

Szabó: Ja, absolut, aber in meiner Arbeit. Ich finde es sehr gefährlich, wenn ich mich als Privatperson über Politik äußere, denn dann verliere ich eine gewisse Objektivität, die Objektivität, die mein Publikum von mir erwartet. Ich möchte Leute ins Kino bringen, ich möchte, dass sie ohne Vorurteile hineingehen. Menschen, die sich „Furtwängler“, „Sunshine“ oder „Mephisto“ anschauen, ohne zu wissen, welche politische Anschauung hat István Szabó.

Für Menschen, die Kunst als gesellschaftliche Meinung benützen wie ich, ist es verboten, sich politisch zu äußern. Entweder möchte ich Ministerpräsident sein oder nicht. Ich möchte nicht. Bitte schauen Sie sich meine Filme an und dann bilden Sie sich selbst über meine Charaktere eine Meinung. Ich glaube, dann ▶



Szabó (mit NU-Redakteurin Danielle Spera): „Wenn man die Wurzeln abschneidet um weiterzukommen, ist das ein großer Fehler.“

fühlen Sie es. Ich brauche keine Fahne hochhalten, auf der meine Überzeugung steht. Wer meine Arbeit sieht, kann das beurteilen.

NU: Ihr neuester Film ist eine Komödie: „Being Julia“. Welche Bedeutung hat das nun, wenn Sie jetzt ein Werk ohne politische Botschaft schaffen?

Szabó: Es gibt auch hier eine politische Botschaft, aber sie ist sicher schwerer zu fassen. Dieser Film beginnt mit dem Schriftzug, „London 1938“, also er spielt genau in der Zeit, in der „Mephisto“ spielt. Er spielt genau wie „Mephisto“ in einem Theater, der Hauptcharakter will genau wie Mephisto ein Publikum verführen, alles ist wie bei „Mephisto“. Nur bei „Mephisto“ wollte der Schauspieler in Hitlers Gesellschaft durchkommen. Die Charaktere in meinem neuen Film leben gut, sie leben auf einer Insel, sie haben kein Interesse an dem, was um sie herum passiert. Sie leben in derselben Zeit, haben dieselben Wünsche, dieselben Träume, es ist dieselbe Theaterwelt, alles ist gleich. Wenn man allerdings in einem „falschen“ Land geboren wird, muss man damit rechnen, später von Moralisten zur Verantwortung gezogen zu werden. Die Menschen auf der Insel haben nur ein einziges Problem,

nämlich: Wer soll mein nächster Liebhaber sein? Sie werden nie beurteilt werden von jenen, die moralische Fragen stellen. Ihnen stellt man vielleicht andere Fragen: Schon wieder ein Liebhaber, das ist schlimm, wird die Tante sagen, aber das ist es. Wenn ein wirklich begabter Schauspieler 1938 in Deutschland gelebt hat, dann war er mit dem Hitler-Regime konfrontiert, wenn dieser Schauspieler in Rom auf der Bühne stand, dann war es Mussolini, in Madrid Franco. Wenn er jedoch in London geboren wurde, dann bekam er einen Empfang im königlichen Haus. Ja, das ist Zufall. Und dann kommen die moralischen Fragen: „Warum haben Sie Hamlet gespielt unter Hitler?“ „Ja, weil ich dachte, es sei meine Rolle.“ „Aber Sie waren ein Propagandamittel für Hitler.“ „Aber es war Shakespeare.“ „Ja, aber wann und wo ...?“ Wir müssen mit diesen Fragen rechnen. Es wäre wunderbar, „Mephisto“ und „Being Julia“ nebeneinander aufführen zu lassen. Die Menschen wären erstaunt.

NU: Immer wieder machen Sie darauf aufmerksam, wie weit das europäische und das amerikanische Kino voneinander entfernt sind.

Szabó: Man kann es kaum glauben, die Amerikaner produzieren 600, die Europäer hingegen 800 Filme im Jahr, nur haben wir keinen Filmverleih und daher keine Möglichkeiten, unsere Filme in großem Stil zu zeigen. Außerdem liebt unser Publikum unsere Filme nicht und da stellt sich die Frage: Warum? Vor 20 Jahren waren alle Kinos voll mit französischen, italienischen und schwedischen Filmen. Jetzt, wenn Sie in der Innenstadt ein Kino finden, das einen französischen Film zeigt, haben Sie Glück. Sogar die so genannten Kultfilme kommen aus den USA, wie z. B. die Filme von Jim Jarmusch. Unser Publikum liebt unsere Helden nicht. Es hat die Nase voll von unseren Geschichten.

NU: Aber das ist doch die totale Diskrepanz, die Europäer sind doch derzeit sehr antiamerikanisch eingestellt?

Szabó: In intellektuellen Kreisen ja, aber ins Kino geht man, um sich wohl zu fühlen. Anti-amerikanismus hin oder her, jeder Universitätsprofessor, der etwas auf sich hält, hat Jeans und Sneakers an, oft auch eine Baseballmütze auf, um sich den Studenten zu verkaufen. Sie tragen die Fahnen gegen Amerika und sind

total amerikanisch angezogen und in der Tasche steckt eine Flasche Coca-Cola.

NU: *Warum liebt das europäische Publikum also die europäischen Filme nicht?*

Szabó: Ich glaube, weil unsere Erlebnisse und Erfahrungen so schlimm sind, also die Erlebnisse unserer Eltern, Großeltern und unsere eigenen. Unsere Geschichten handeln immer von Verlierern. Die Zuschauer aber wollen Sieger sehen. Doch den Sieg darf man nicht vom Filmmacher erwarten. Es wäre schön, das in der Politik zu finden. Aber Politik ist schwierig, denn wenn man sich die Politik anschaut, dann sieht man überall Korruption, man sieht lauter korrupte Politiker, vom italienischen Premier angefangen. Viele machen kleinstädtische Schweinereien, die ein normaler, gesunder Mensch nie tun würde. Wie können wir erwarten, dass junge Menschen diesen Politikern folgen? Wie kann ich da europäische Geschichten erzählen, soll ich über diese Korruption erzählen, als positives Beispiel?

NU: *Wie war es dann aber möglich, dass die jüdischen Emigranten im Hollywood der 30er und 40er Jahre so wunderbare Filme machen konnten, denken wir nur, Pars pro Toto, an Ernst Lubitsch oder Billy Wilder? Sie hatten doch auch ihre europäische Geschichte?*

Szabó: Nach dem Ersten Weltkrieg war es sehr schlimm, der Zusammenbruch der Monarchien Österreich-Ungarn, Deutschland und Italien, aber dennoch war das nicht vergleichbar mit Auschwitz und mit all dem, was



Szabó: „Israel ist für mich kein Thema. Ich fühle mich in Budapest und Wien geradezu krankhaft wohl.“

wir dann im 20. Jahrhundert erlebt haben. Der Erste Weltkrieg war sicher sehr schlimm. Einer der schönsten europäischen Romane handelt davon: „Der brave Soldat Schwejk“. Auschwitz und Ähnliches konnte man nicht lustig darstellen.

NU: *Jetzt kann die Frage nach Roberto Benigni und seiner filmischen Umsetzung von Auschwitz, „Das Leben ist schön“, nicht ausbleiben.*

Szabó: Diese Frage habe ich jetzt auch erwartet. Lassen Sie mich darüber aber bitte nicht sprechen! ■

info

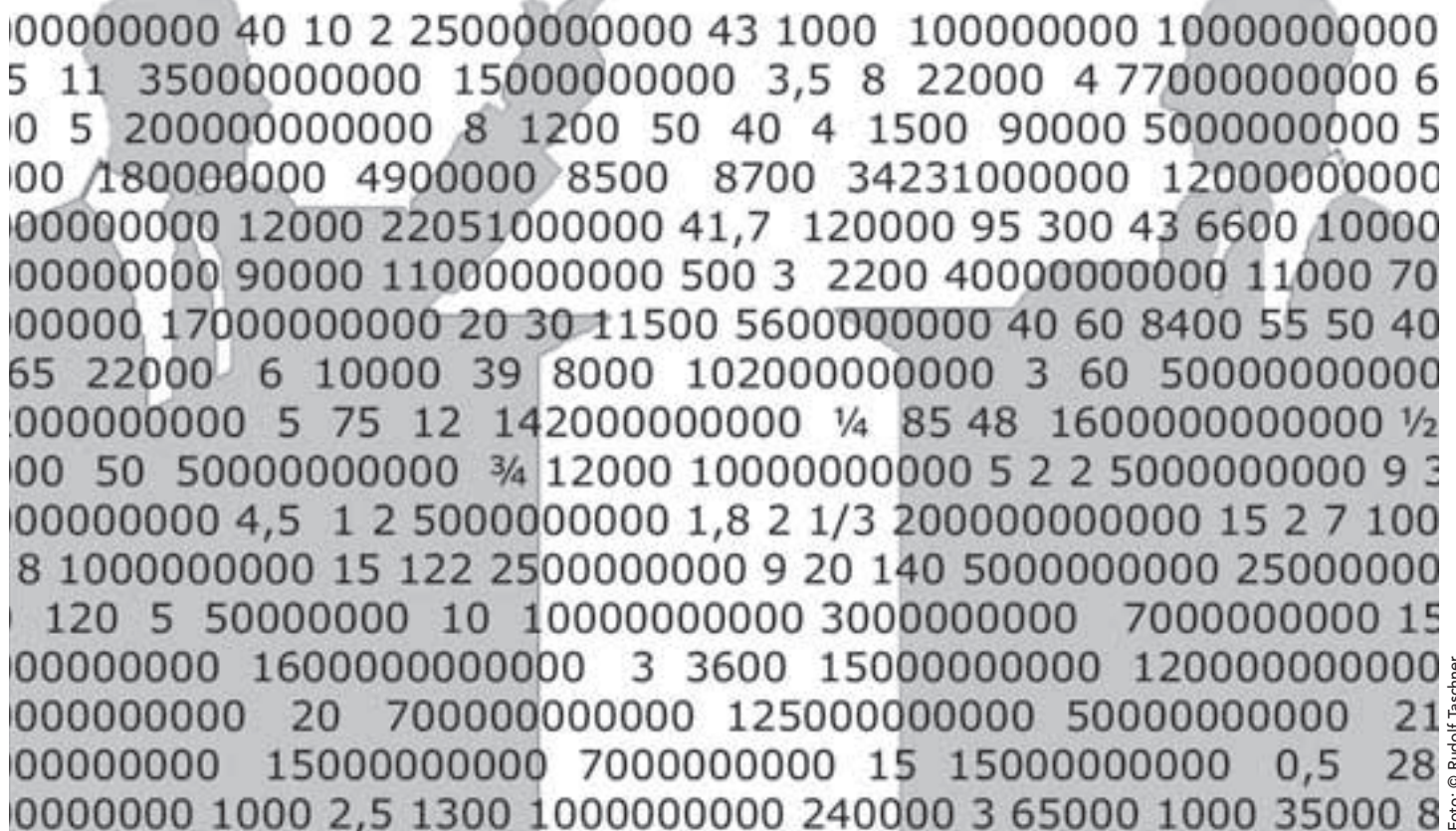
István Szabó

Geboren am 18. Februar 1938 in Budapest. Vier seiner Filme wurden für einen Oscar nominiert (CONFIDENCE, MEPHISTO, OBERST REDL, HANUSSEN). 1981 wurde MEPHISTO mit dem Oscar für den besten fremdsprachigen Film ausgezeichnet.

1986 erhielt er für OBERST REDL den Preis für den besten fremdsprachigen Film der British Academy of Film and Television Arts. 1992 wurde DEAR EMMA – SWEET BÖBE mit dem europäischen Filmpreis und

dem europäischen Drehbuchpreis ausgezeichnet, ein Preis, den Szabó 1999 ein weiteres Mal, diesmal gemeinsam mit Israel Horowitz, für SUNSHINE erhielt.

2002 drehte er TAKING SIDES (Der Fall Furtwängler). Sein neuester Film BEING JULIA mit Jeremy Irons und Annette Bening hatte im Oktober Premiere. Szabó ist auch Theater- und Opernregisseur. István Szabó war Gründungsmitglied der Europäischen Filmakademie und ist seither in deren Vorstand.



00000000 40 10 2 25000000000 43 1000 100000000 10000000000
5 11 35000000000 15000000000 3,5 8 22000 4 77000000000 6
0 5 200000000000 8 1200 50 40 4 1500 90000 5000000000 5
00 1800000000 4900000 8500 8700 34231000000 12000000000
000000000 12000 22051000000 41,7 120000 95 300 43 6600 10000
000000000 90000 110000000000 500 3 2200 40000000000 11000 70
00000 170000000000 20 30 11500 56000000000 40 60 8400 55 50 40
65 22000 6 10000 39 8000 102000000000 3 60 50000000000
000000000 5 75 12 142000000000 ¼ 85 48 1600000000000 ½
00 50 500000000000 ¾ 12000 100000000000 5 2 2 50000000000 9 3
000000000 4,5 1 2 50000000000 1,8 2 1/3 200000000000 15 2 7 100
8 10000000000 15 122 25000000000 9 20 140 50000000000 25000000
120 5 50000000 10 10000000000 3000000000 7000000000 15
00000000 1600000000000 3 3600 15000000000 120000000000
000000000 20 700000000000 125000000000 50000000000 21
000000000 15000000000 7000000000 15 15000000000 0,5 28
00000000 1000 2,5 1300 1000000000 240000 3 65000 1000 35000 8

Foto: © Rudolf Taschner

Nichts prägt politische Debatten mehr als unkontrolliert „in den Raum gestellte“ Zahlen

Von der Absolutheit von Zahlen

Pythagoräer und Kabbalisten, Albrecht Dürer oder Bundeskanzler Wolfgang Schäfer – sie alle bedienten sich der Magie der Zahlen. Denn Zahlen vermitteln die Illusion endgültiger Präzision und die kaltschnäuzige Rückführung auf das bloß Quantitative gleichermaßen.

Von Rudolf Taschner

Unsere Zahlen liegen auf dem Tisch, nennen Sie die Ihren!“ Vor der einzigen bundesweiten Wahl, die er als Bundeskanzler – nomina sunt odiosa – gewann, warf Wolfgang Schäfer bei der „Elefantenrunde“ im Fernsehen diesen Satz in die Diskussion. Er selbst aber nannte einzig und allein vier Zahlen, und zwar ganz zu Beginn: Es sei ein Budgetloch von 50 Milliarden zu stopfen, und hierfür gäbe es drei Quellen, die jeweils 25 Milliarden, 10 Milliarden und 15 Milliarden erbrächten. Die einfache Rechnung $25 + 10 + 15 = 50$ war das Einzige, was in dieser Wortmeldung den Zuschauern zugemutet wurde. Danach enthielt er sich wohlweislich aller Zahlenspielereien, reizte aber seine Gegner, mit möglichst vielen Zahlen zu protzen. Und die fielen prompt darauf herein.

Fast 200 Zahlen prasselten auf das Publikum nieder, im Schnitt wurde öfter als jede halbe Minute eine Zahl genannt – Jahreszahlen nicht mitgerechnet. Diese Fülle von Zahlen, welche vom gigantischen Monster 1 600 000 000 000 bis zum mickrigen Wert $1/4$ kunterbunt aufeinander folgten, kann selbst der Aufmerksamste beim besten Willen nicht verkraften. Sie dienen nicht, wie man vordergründig annehmen sollte, der Information, sondern vielmehr der Verschleierung: Ist doch das gegenseitige Zurufen von Millionen- und Milliardenbeträgen bestenfalls mit dem Radschlagen balzender Pfaue zu vergleichen und hat kaum etwas mit sachlich fundierter Auseinandersetzung gemeinsam. Zahlen imponieren, faszinieren und schrecken gleichzeitig ab. Mit der Ambivalenz zwischen Bewunderung und Berüh-

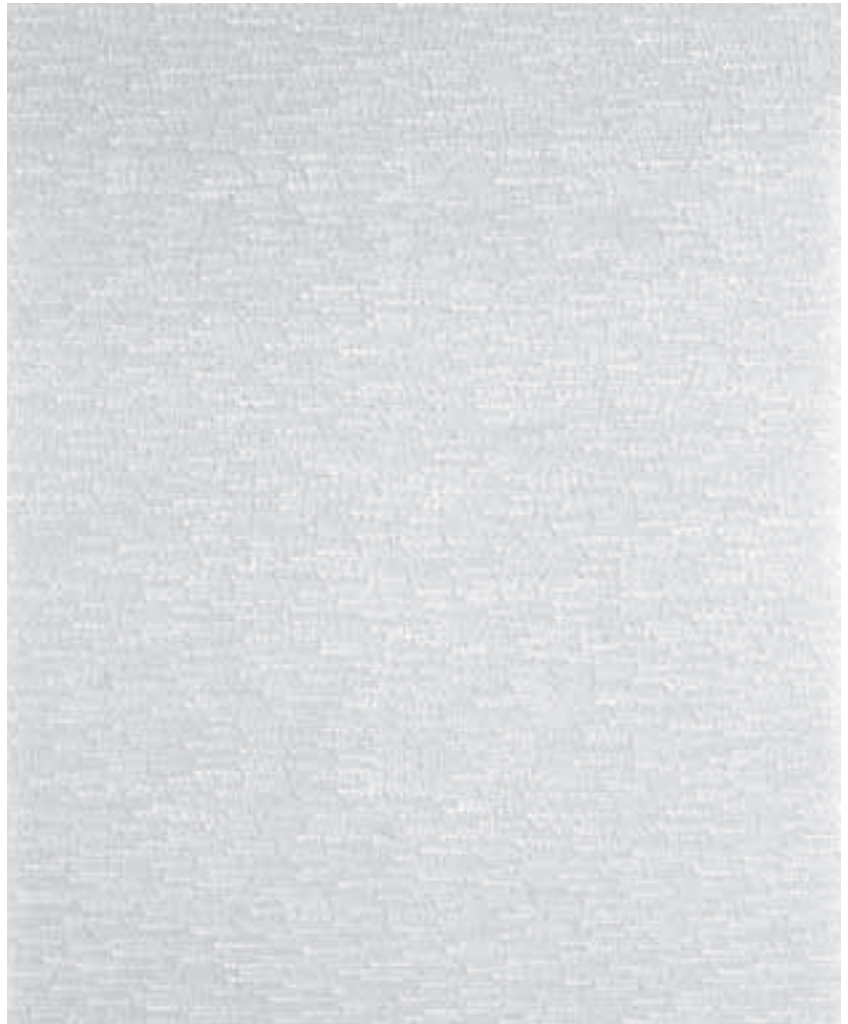
rungsangst spielen zu können, zeichnet den erfolgreichen Wahlkämpfer aus.

Woher kommt das zwiespältige Verhältnis der meisten Menschen zu Zahlen?

Der wesentliche Grund besteht wohl darin, dass Zahlen einerseits die Illusion endgültiger Präzision vermitteln, andererseits die kalt-schnäuzige Rückführung auf das bloß Quantitative spüren lassen. Und das Zählen selbst kennt keinen Halt: Je größer Zahlen geraten, umso mehr entschwinden sie unserer Vorstellungskraft – die Grenze zwischen der noch überschaubaren Quantität und dem überwältigenden Zahlengiganten ist fließend.

Das in den Zahlen steckende Numinose begleitete sie von Beginn an – bei den Pythagoräern, den Begründern der wissenschaftlichen Mathematik, in einer heute kaum mehr nachvollziehbaren Zahlenmystik: „Eins – der Punkt, zwei – die Linie, drei – die Fläche, vier – der Raum: Damit“, so der pythagoräische Meister zu seinem Schüler, „hast du die Welt verstanden.“ Zehn bezeichnet die Panteleia, das Vollkommene schlechthin, vielleicht deshalb, weil zehn die vierte „Dreieckszahl“ ist. 220 und 284 sind „Zahlen befreundeter Seelen“ – skurrile Eigenschaften ihrer Teiler ließen Pythagoras dies behaupten.

Die Entdeckung der Zahlen selbst ist im Dunkel des Anfangs der Geschichte verborgen. Zu Beginn waren Zahlen wohl untrennbar mit den zu zählenden Objekten verbunden: in frühmesopotamischer Zeit wurden vier Scheffel Weizen und vier tote Rinder mit verschiedenen Wörtern für „vier“ benannt. Bis in unsere Tage sind Relikte dieses Vorverständnisses für Zahlen erhalten geblieben: Eine Kundin kauft zum Beispiel ein Paar Schuhe, nachdem sie zwei Schuhe probiert hat – wir unterscheiden in der Sprache sehr präzise zwischen dem Wort „Paar“, das eine Zweiheit vor dem Zählen bezeichnet, und der Zahl zwei. Doch bereits im 9. vorchristlichen Jahrhundert schien sich im Zweistromland die Idee der Zahl – unabhängig vom zu zählenden Objekt – zu entwickeln: Wenn damals ein Händler mit Waren, zum Beispiel mit fünf Kühen und sieben Schafen, auf die Reise geschickt wurde, führte er eine Schachtel mit sich, in die fünf Kugeln und sieben Scheiben eingeschlossen waren. Um ganz sicherzugehen, wurden manchmal die in der Schachtel enthaltenen Körper auf der Außenseite aufgezeichnet – so deuten wir heute die



Ein „Detail“ der manischen Eroberung möglichst aller Zahlen durch Roman Opalka

archäologischen Funde aus dieser Zeit. Schließlich kam man auf die Idee, dass allein die Zeichnungen als Information genügen: ein erster Schritt auf dem Weg zur Schrift. Tatsächlich ähneln die frühen sumerischen Zahl- und Schriftzeichen diesen Figuren. Zählen zu können scheint somit unentwerrbar mit den Fertigkeiten des Sprechens, Schreibens und Lesens verwoben.

Dieser Zusammenhang von Zahl und Schrift verdeutlicht sich in der Benennung der Zahlen in frühen Hochkulturen: Zahl- und Schriftsymbole stimmen weitgehend überein. Im Hebräischen sind die ersten neun Buchstaben **א, ב, ג, ד** ... nicht bloß Zeichen für Konsonanten, aus denen sich die Sprache zusammensetzt, sondern auch Zeichen für die Ziffern 1, 2, 3, 4 . . . ; die restlichen Buchstaben dienen zur Benennung von Zahlen in Zehner- und Hunderterbündeln. Ganz ähnlich schrieben die Griechen der Antike Zahlen als Buchstaben: α steht für 1, β für 2, γ für 3, δ für 4 und so weiter. Die Gleichsetzung von Zahlen und Buchstaben eröffnet ein weites Feld von möglichen



Foto: © Erich Lessing Culture and Fine Arts Archives

Jakobsleiter. „Jaakob zog aus von Berscheba und ging auf Charan zu und geriet an jenen Ort. Er musste dort nächtigen, denn die Sonne war eingegangen. Er nahm einen von den Steinen des Orts und richtete ihn für sein Haupt und legte sich hin am selben Ort. Und ihm träumte: Da, eine Leiter gestellt auf die Erde, ihr Haupt an den Himmel rührend, und da, Boten Gottes steigen auf und schreiten nieder an ihr. Und da stand ER über ihm und sprach: ICH bin's, der Gott deines Vaters Abraham und der Gott Jizchaks.“ (Übertragung nach Buber und Rosenzweig)

Deutungen heiliger Texte. Denn der Autor versucht dem der Zahlenmystik ergebenden Leser in der Komposition der von ihm verwendeten Buchstaben einen tieferen Sinn mitzuteilen, als es die Worte allein vermögen:

Berühmt ist das Beispiel aus dem ersten Buch Mose, wonach Abraham mit 318 Knechten seinem Neffen Lot zu Hilfe eilt. In Wahrheit ist mit den „318 Knechten“ jedoch niemand anderer als der Gefolgsmann Elieser, אֱלִישֶׁר, des Abraham gemeint, denn es errechnet sich $\text{א} + \text{ל} + \text{י} + \text{ע} + \text{ז} + \text{ר} = 1 + 30 + 10 + 70 + 7 + 200 = 318$.

Im 28. Kapitel des gleichen Buches sieht Jakob im Traum eine Leiter auf der Erde stehen und mit der Spitze in den Himmel ragen. Diese

Leiter, hebräisch sulam, סֹלָם, ist in der Deutung mancher Schriftgelehrter der Sinai, סִינַי, die Zahlenwerte 130 der beiden Wörter סֹלָם und סִינַי stimmen nämlich überein – und diese Interpretation ist auch sinnvoll: Das auf dem Sinai dem Moses geoffenbarte Gesetz ist die Leiter, die von der Erde in den Himmel führt.

Liest man im ersten Buch Mose den berühmten Bericht über die Erschaffung der Welt, stößt man zunächst auf den Satz „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde“, den ersten Satz der Bibel überhaupt, in Hebräisch: הָאֵרֶץ בְּרָאשִׁית בָּרָא אֱלֹהִים אֶת הַשָּׁמַיִם וְאֶת הָאָרֶץ. Der numerologisch gebildete Schriftgelehrte bildet von jedem dieser sieben Wörter das so genannte Akrostichon, also die Buchstabenfolge der Anfangsbuchstaben ב von בְּרָאשִׁית, א von אֱלֹהִים, usw., und berechnet die sich hieraus ergebende Zahl $\text{ב} + \text{ב} + \text{א} + \text{א} + \text{ה} + \text{ו} + \text{ה} = 2 + 2 + 1 + 1 + 5 + 6 + 5 = 22$. Die gleiche Zahl entnimmt der Schriftgelehrte aus dem Schöpfungsbericht auch auf anderen Wegen, die hier genauer zu schildern kein Platz ist. Hinter dem wiederholten Auftreten der Zahl 22 muss sich ein numerologischer Sinn verbergen: Tatsächlich ist 22 die Zahl der Buchstaben des hebräischen Alphabets – und dies führt zu folgender Deutung:

Die Schöpfung ist Sprachvorgang, Existenz bedeutet nicht ein Geworfensein ins Nichts, sondern ein Gesprochensein durch Gott, und die Sprache setzt sich aus den Buchstaben zusammen. Darum findet man im kabbalistischen Sefer Jezira, dem „Buch der Weltformung“, den Satz: „22 Buchstaben: ER zeichnete sie, ER hieb sie aus, ER läuterte sie, ER wog sie und ER wechselte sie, einen jeden mit allen; ER bildete durch sie die ganze Schöpfung und alles, was geschaffen werden sollte.“

Fast zwangsläufig wird man zur Erkenntnis gedrängt: Der Autor des Schöpfungsberichts will nicht nur augenfällig von der Erschaffung des Lichts bis zu der des Menschen berichten, sondern er möchte in der Komposition seines Textes den Kosmos zahlensymbolisch als Entfaltung des Alphabets und zugleich – weil Zahlen und Buchstaben im Hebräischen ein und dasselbe sind – wortreich als Entfaltung der Zahlen ergründen.

Ein wenig prosaischer als der dümmliche „Bibel-Code“, dafür aber eher die Wahrheit jener Motive treffend, nach welchen die jüdischen Gelehrten die Bibel verfassten. Zahlensymbolik lässt sich nicht nur in den

archaischen heiligen Texten finden, auch in Albrecht Dürers Kupferstich „Melencolia I“ oder in den musikalischen Schöpfungen Johann Sebastian Bachs tritt sie zutage. Oft verstehen wir den symbolischen Gehalt nicht mehr: Warum zum Beispiel die vorsintflutlichen Patriarchen so alt wurden, wie es Moses schildert, ist kaum ergründbar. Nur bei Henoch, dem einzigen Gerechten unter ihnen, steht die Zahl seiner 365 Lebensjahre offenkundig mit der Zahl der 365 Tage des Sonnenjahres im Zusammenhang. Auch die Väter des Volkes Israel erreichten bemerkenswerte Anzahlen von Jahren: Abraham verstarb mit $175 = 7 \cdot 5 \cdot 5$ Jahren, sein Sohn Isaak mit $180 = 5 \cdot 6 \cdot 6$ Jahren und dessen Sohn Jakob mit $147 = 3 \cdot 7 \cdot 7$ Jahren. Wie soll man diese Zahlen deuten? Und kann man aus den gleichen Summen $7 + 5 + 5 = 5 + 6 + 6 = 3 + 7 + 7 = 17$ auf eine geheime Botschaft schließen?

Selbst nüchterne, moderne Gelehrte, wie den Nobelpreisträger Wolfgang Pauli, schlägt die Zahlensymbolik in ihren Bann: Als Pauli, schwer erkrankt, in das Spitalszimmer mit der Nummer 137 gebettet wurde – 137, der Kehrwert der „Feinstrukturkonstanten“, gilt allen Quantenphysikern als eine der fundamentalsten Naturkonstanten –, wusste er intuitiv, dass er dieses Zimmer nie mehr verlassen würde. Was tatsächlich der Fall war.

Dass die Himmel leer sind, erfüllte die Menschheit einst mit heiterem Gelächter, sagt Brecht in seinem „Galileo Galilei“. Doch in Wahrheit ist das Universum dicht gepackt mit humorlosen Zahlen. Der Kosmos – eine gigantische Rechenmaschine? Eine Idee, schon von Gottfried Wilhelm Leibniz vermutet und jüngst in dem Buch „A New Kind of Science“ von Stephen Wolfram neu formuliert. Allein, dass sich damit „alles“ berechnen ließe, ist seit dem Unvollständigkeitssatz des österreichischen Logikers Kurt Gödel als haltlose Illusion enttarnt.

Stimmiger als das Symbol der Rechenmaschine ist das Bild des Zahlenuniversums, das die Kunst zu vermitteln erlaubt. Roman Opalka zum Beispiel bemüht sich darum, indem er das unentwegte Zählen als künstlerischen Akt verdeutlicht. In einer manisch zu nennenden Obsession notiert er in feinst ziselierter Schrift auf riesigen Bildtafeln der Reihe nach die Zahlen – vor Jahrzehnten begann er mit eins und immer noch schreibt er eine Zahl nach der anderen auf: 4 167 312, 4 167 313, 4 167 314, ...; er malt die Ziffern, er spricht das Zahlwort aus, er macht sich die Zahl mit dem Akt des Benen-



Foto: © Erich Lessing Culture and Fine Arts Archives

Frühe sumerische Zahl- und Schriftzeichen

nens zu Eigen und schenkt sie damit zugleich dem künftigen Betrachter (s. Abb. S. 11), der – wenn er nicht die Augen ganz nahe ans Gemälde führt – fast gar nichts davon merkt, sondern bloß ein schillerndes Grau in Grau empfindet. Was aber das Wesentlichste ist: Opalka weiß, und wir wissen es mit ihm – sein Projekt muss scheitern. Selbst wenn er Nachfolger seiner kafkaesken Besessenheit fände, selbst wenn sich die gesamte Menschheit daran beteiligte, dieses ununterbrochene Zählen fortzuführen, das Scheitern des Projekts ist unvermeidlich, der Zählvorgang überwältigend.

Die nahtlos aneinander gefügten Zahlen Opalkas, als eine große Botschaft verstanden, teilen uns buchstäblich alles mit. Denn man stelle sich Folgendes vor: Jedes Ziffern paar 00, 01, 02 oder 03 in Opalkas Zahlenkolonnen liest man als Leerraum, jedes Ziffern paar 04, 05, 06 oder 07 als Buchstaben **A**, jedes Ziffern paar 08, 09, 10 oder 11 als Buchstaben **B**, jedes Ziffern paar 12, 13, 14 oder 15 als Buchstaben **C**, und dies so weiter, bis man jedes Ziffern paar 88, 89, 90 oder 91 durch den Letter **Z** ersetzt und die Ziffern paare 92, 93, 94 oder 95 sowie die Ziffern paare 96, 97, 98 oder 99 als Zeichen für Komma beziehungsweise Punkt verwandelt. Wenn man diese Übersetzung von Zahlen- in Buchstabensymbole durchführt – eine bizarre, aber keineswegs komplizierte Rechnung –, dann verwandeln sich Opalkas Bildtafeln zur Bibliothek aller denkbaren Bücher, die Jorge Luis Borges in seiner 1941 erschienenen Erzählung „Die Bibliothek von Babel“ beschreibt: Die Bücher dieser Bibliothek enthalten zumeist unverständliches, sogar unaussprechliches Kokolores, „auf eine

einzig verständliche Bemerkung entfallen Meilen sinnloser Kakophonien, sprachlichen Plunders, zusammenhanglosen Zeugs“. Aber, so schreibt Borges weiter, diese Bibliothek ist über alle Maßen riesig, sie ist „das Universum“ und enthält in ihren unauslotbaren Klüften auch alles, was sich irgend ausdrücken lässt: in sämtlichen Sprachen. Alles: die bis ins Einzelne gehende Geschichte der Zukunft, die Autobiographien der Erzengel, den getreuen Katalog der Bibliothek, Tausende und Abertausende falscher Kataloge, den Nachweis ihrer Falschheit, den Nachweis der Falschheit des echten Katalogs, die Thora, die Thora mit genau einem Druckfehler.

Es ist bemerkenswert, dass Borges in der Erzählung ausdrücklich die Lettern der Bücher mit „dem Raum, dem Punkt, dem Komma, den zweiundzwanzig Lettern des Alphabets“ aufbaut und so explizit auf das hebräische Alphabet Bezug nimmt – und, so Borges weiter: „die wahrheitsgetreue Darstellung deines Todes, die Übertragung jeden Buches in sämtliche Sprachen, die Interpolationen jeden Buches in allen Büchern, der Traktat, den Beda hätte schreiben können (und nicht schrieb) über die Mythologie der Sachsen, die verlorenen Bücher des Tacitus ...“

Opalka und Borges: Vom Standpunkt der hebräischen Schrift- und Zahlenzeichen aus betrachtet, die ein und dasselbe sind, verkünden beide das Gleiche: Das Universum ist hinter Zahlenkombinationen verborgen.

Und das wohl Geheimnisvollste ist, dass die Zahlen 1, 2, 3 ... so „existieren“, wie sie uns im letztlich unvollendbaren Projekt des Zählens vorgegeben sind. Mit all ihren undurchschaubaren Rätseln befrachtet: wie in ihnen die Primzahlen verteilt sind; ob – abgesehen von zwei – jede gerade Zahl Summe von zwei Primzahlen ist; ob es ungerade Zahlen gibt, deren Teilersumme genau ihr Doppeltes beträgt; ... und dass diese Existenz den Charakter des Unumstößlichen in sich birgt. Weder die fundamentalsten Elementarteilchen im Mikrokosmos noch die entferntesten Galaxien im Makrokosmos reichen an die Absolutheit der Existenz von Zahlen heran.

Rudolf Taschner, Professor für Mathematik an der Technischen Universität Wien, betreibt „math.space“, eine Institution des Wiener MuseumsQuartiers, die Mathematik als eminente kulturelle Errungenschaft präsentiert. Sein Buch „Der Zahlen gigantische Schatten“ ist kürzlich im Verlag Vieweg, Wiesbaden, erschienen. ■

Von der echten Tante Jolesch

Georg Markus hat in den letzten Jahren zahlreiche Bücher zu historischen Themen und Figuren herausgebracht und steht ständig auf der Bestsellerliste. In seinem neuesten Werk „Neues von Gestern“ spürt er unter anderem die „echte“ Tante Jolesch hinter der Figur Friedrich Torbergs auf.

Von Erwin Javor

Gehören Sie etwa zu jenen, die wie ich in regelmäßigen Abständen und ganz besonders bei depressiver Stimmung zur „Tante Jolesch“, dem vielleicht bekanntesten Werk von Friedrich Torberg, greifen, um sich wieder und wieder am „Untergang des Abendlandes in Anekdoten“ wehmütig zu erfreuen? Dann haben Sie sicher auch den

Bestseller von Georg Markus „Die Enkel der Tante Jolesch“ gelesen. Georg Markus setzt in seinem Buch, das 2001 erschienen ist, an der Stelle fort, wo Torberg endet. Die von ihm beschriebenen Künstler, Typen und Käuze sind würdige Nachfolger und stehen den von Torberg gewählten Originalen um nichts nach. Karl Farkas, Hugo Wiener, Friedrich Hacker,

Billy Wilder, Gerhard Bronner und Marcel Prawy sind unter anderem jene Protagonisten, die Schlagfertigkeit, genialen Witz und jüdischen Humor repräsentieren, den wir heute so schmerzlich vermissen. Ein Beispiel gefällig? Karl Farkas, der legendäre Kabarettist, war eitel darauf bedacht, seinen Nimbus als bester Schüttelreimer seiner Zeit zu erhalten. Gerne „schüttelte“ Farkas hinter der Bühne jene Reime, die er meinte, seinem Publikum nicht zumuten zu können. Als eines Abends der Autor Peter Preses in Begleitung seiner äußerst unattraktiven Frau im „Simpl“ erschien, bemühte sich das Ensemble des Kabarettis einen ganzen Abend lang, einen entsprechenden Reim auf Preses zu finden. „Preses“, „Käses“, „ich les es“. Plötzlich rief Farkas aus heiterem Himmel seinen Kollegen zu: „Was verlangst du von mir Beses, Bruder? Dass ich die Frau von Preses puder?“

Georg Markus hat in den letzten Jahren fünf- und zwanzig Bücher herausgebracht, die in acht Sprachen übersetzt wurden. Seit 1998 steht der Autor ständig auf der Bestsellerliste und erreicht mit seinen Büchern sensationelle Auflagen. In seinem neuesten Werk „Neues von Gestern“ schildert Markus in siebzig Kurzgeschichten weithin unbekannt Hintergründe geschichtlicher Ereignisse. Wussten Sie zum Beispiel, dass der Schöpfer der weltberühmten „Saliera“, der Florentiner Goldschmied Benvenuto Cellini, ein mehrfacher Mörder war? Oder dass Arthur Schnitzlers „Süßes Mädel“ wirklich existierte und was aus ihm wurde? Wem gehört das Auto, in dem Erzherzog Franz Ferdinand erschossen wurde? Wie ging Beethoven mit seiner Taubheit wirklich um? Georg Markus enttarnt das Doppelleben von Charles Lindbergh, schildert das Leben von Schnorrerkönig Poldi Waraschitz, beschreibt unter anderem die Tragödie des Joseph Schmidt und das kurze Leben von Anne Frank. Vor allem aber beschäftigt Markus die Frage, ob es die legendäre Tante Jolesch wirklich gegeben hat oder ob die Tante lediglich die Kunstfigur von Friedrich Torberg war. Man kann nach der Lektüre des Buches beruhigt sein: Die Tante Jolesch hat tatsächlich existiert. Sie hieß Gisela und war die Frau eines Textilfabrikanten. Georg Markus konnte anhand des Traungsbuches der Israelitischen Kultusgemeinde und des Meldezettels gottlob die wahre Existenz dieser weisen Frau nachweisen. Es wäre doch allzu schade, wenn ihre berühmten und oft zitierten

Amalthea **Meldezettel.**

100 9

in Bezirke 1 Gasse *Tournefortgasse* Nr. 53 Stock III Tür Nr. 2

Vor- und Nachname	<i>Jules Jolesch</i>	Meldungs-Nr.	<i>157/183</i>
Charakter (Beruf)	<i>Lehrer</i>	Abmeldung-Nr.	<i>18/3</i>
Wohnort	<i>Jules Jolesch</i>	GENOSSE	
Religion	<i>Yass. Magyar</i>	AM	<i>2/19/32</i>
Heiratsstand	<i>verheiratet</i>	VERZEICHNIS	
Namen und Alter der Gattin und Kinder	<i>Yass. Magyar, Tochter 4/1/32</i>	VOM	<i>2/1/1932</i>

9001/183

Meldezettel
für Hauptjahres- und Monatswohnpartien.

21. OKT. 1932

I. Nr. *Jules Jolesch* gdt Nr. 53, Stock III, Tür Nr. 2

Vor- und Nachname	<i>Jules Jolesch</i>	Der Meldezettel beginnt mit:	<i>24/5-32</i>
Nachname	<i>Jolesch</i>	Es eingetragene sind:	<i>19/5-32</i>
Charakter (Beruf)	<i>Lehrer</i>	Wohngattung (z. B. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100)	<i>G. J. P.</i>
Wohnort	<i>Jules Jolesch</i>	Wohngattung (z. B. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100)	<i>Prag</i>
Heiratsstand	<i>verheiratet</i>	Wohngattung (z. B. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100)	
Namen und Alter der Gattin und Kinder	<i>Yass. Magyar, Tochter 4/1/32</i>	Wohngattung (z. B. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100)	

9004/20
1932

Meldezettel der „echten“ Tante Jolesch: exklusiv im NU

Aussprüche, wie „Was a Mann schöner is wie a Aff“, ist ein Luxus“ oder „Alle Städte sind gleich. Nur Venedig is e bissele anders“, Aussprüche einer fiktiven Person gewesen wären. ■



Georg Markus: „Neues von Gestern – Geschichten mit Geschichte“, Amalthea-Verlag, Wien 2004



Fotos: © Zinner

Frederic Morton in New York: „Bin ich hier, sehne ich mich nach Wien, bin ich in Wien, sehne ich mich nach New York.“

Wohnadresse Hernalser Hauptstraße, Ecke Broadway

Frederic Morton wurde im Oktober 80 Jahre alt. Der in Wien geborene Schriftsteller, der heute in New York lebt, fühlt sich nur in der englischen Sprache zu Hause. Zum Judentum hat er ein ambivalentes Verhältnis. Er bezeichnet sich als religiös, aber nicht gläubig – obwohl er gerne glauben würde.

Von Barbara Tóth

Morton sitzt auf seinem Lieblingsplatz, der Jausenecke. Hier fällt am Spätnachmittag die Sonne ein, vom Fenster aus kann man die Luxuskreuzschiffe, die den Hudson River hinaufziehen, verfolgen. „Ich sage immer, ich wohne in der Hernalser Hauptstraße, Ecke Broadway“, erläutert Morton. „Bin ich in Wien, sehne ich mich nach New York. Bin ich in New York, sehne ich mich nach Wien.“ Lyrischer kann man das Schicksal eines Emigranten wohl nicht in Worte fassen, und auf Lyrik versteht sich Morton. Der historische Roman „Die Rothschilds“ machte ihn in Amerika berühmt (und wohlha-

bend). In Österreich kennt man ihn, der zuerst als Bäckerlehrling arbeitete, bevor er Schriftsteller wurde, als Autor des „Spectrums“, der Wochenendbeilage der „Presse“. Vor zwei Jahren verschenkte die Stadt Wien im Rahmen ihrer Gratisbuchaktion „Eine STADT. Ein BUCH.“ hunderttausend Stück seines autobiographisch geprägten Romans „Die Ewigkeitsgasse“, der die Geschichte seines Großvaters erzählt. Im Herbst 2005 soll bei Deuticke seine Autobiographie auf Deutsch erscheinen – erzählt anhand von ausgesuchten zehn Tagen aus seinem Leben.

Frederic Mortons gediegenes Apartment in der Upper West Side liegt im 14. Stock eines klassischen Wohnhauses, das Anfang der 20er Jahre erbaut wurde. Damals, und auch in den zwei Jahrzehnten danach, war das keine besonders gute Gegend. Das Viertel weiter nördlich nannten die – hauptsächlich jüdischen – Bewohner zynischerweise ausgerechnet „Viertes Reich“ – aufgrund der vielen dort lebenden deutschsprachigen Kriegsflüchtlinge.

Einer von ihnen war auch Morton, der als 15-Jähriger mit seinen Eltern nach New York kam. Damals lebte er in einer kleinen Wohnung mitsamt seiner Verwandtschaft, beengt und arm. Heute blickt er von seinem Esszimmer auf den Hudson River. Seine Wohnung ist groß, sie hat neun Zimmer und zwei Bäder. Eingerichtet wurde sie von Frederics 2003 verstorbenen Frau. Die Erinnerung an sie ist allgegenwärtig.

Ein Emigrant verliert seine Heimat und gewinnt zwei Fremden, formulierte es Alfred Polgar. Geographisch will Morton seine Heimat nicht festmachen, er verlegt sie in ein träumerisches Niemandsland, an die Ecke Hernalser Hauptstraße/Broadway. Sie steht für die Geborgenheit, die ein intaktes Grätzl leben bieten kann. Morton gründete die „block associations“ mit, jene Zusammenschlüsse entlang von Wohnblocks, die noch heute in den gutbürgerlichen Vierteln das New Yorker Stadtleben prägen. Aber wo fühlen Sie sich dann zu Hause, Herr Morton? Die Antwort kommt so schnell wie überraschend. „In der englischen Sprache.“ Morton schreibt auf Englisch, seine Sprache ist reich und wenn er spricht, klingt es angenehm alteuropäisch, ein wenig altmodisch. Er ist stolz darauf, dass er im amerikanischen Standardwörterbuch „Merriam-Webster Unabridged“ zitiert wird, weil er seltene Wörter wie „pixilated“ in hervorragender Weise in seinen Romanen verwendet hat.

Mortons Frau liebte, obwohl sie geborene New Yorker Jüdin war, Wien und Österreich. Anders als andere emigrierte Juden kehrte Fred seiner Heimat nicht den Rücken. Die Sommerurlaube verbrachten sie in Österreich, für Recherchen – Morton arbeitete dann schon als Autor – zogen sie immer wieder nach Wien. Mit viel Liebe zum Detail und einem sicheren Geschmack hat seine Frau die New Yorker Wohnung als idealisiertes Abbild



Mortons Schreibtisch: Seltene englische Wörter schmücken seine Bücher

jenes Wien geschaffen, das Morton als Kind verlassen musste. Die Wände des Vorzimmers und des Esssalons sind im klassischen Rot der Sacher-Bar ausgemalt. An den Wänden hängen Plakate von historischen Ausstellungen, auf der Kommode steht eine Büste von Kaiser Franz Joseph. Es ist ein etwas verkitschtes Wien, ein bisschen amerikanisiert, das die Kulisse für Mortons amerikanisches Leben liefert. Kommt der mittlerweile 80-jährige Schriftsteller nach Wien, und das tut er zuletzt regelmäßig, lebt er im Hilton – der Urausgabe aller stilvollen, aber gesichtslosen amerikanischen Hotelketten. Er tut dies vor allem, weil er die Vorteile eines Stammgastes genießt. Die Bediensteten wissen, dass Mister Morton nie frühstückt, dafür lange schläft und es sich zur täglichen Routine gemacht hat, gegen mittags mit dem Lift ins Erdgeschoß zu fahren, um dann flott das Treppenhaus wieder emporzusteigen. Zwei Mal macht er das pro Tag in New York, danach trainiert er mit Hanteln. Erst dann wird erstmals gegessen, eine „Brettljause“. Abends bestellt Morton ein Glas Rotwein, einen gebratenen Fisch, dazu einen gemischten Salat – und davor einen, manchmal auch zwei Teller Hühnersuppe, je nach Können der Köchin. Er liebt Germknödel und Marillenpalatschinken. Genauso gerne, wie er isst, schaut er beim Kochen zu. Seit seine Frau gestorben ist, ist die Küche in seinem New Yorker Apartment verwaist. Den Herd benutzt er fast nur zum Wasser heiß machen. Seine Haushaltshilfe bittet er, die Wäsche in der Küche aufzuhängen, damit er ihre Feuchte spürt und das Tropfen hört. Das und beim Kochen zuzuschauen ist für ihn Heimeligkeit. Mit seiner eisernen Disziplin hält Morton seinen Körper bemerkenswert agil. Er hat einen ▶



Mortons Wohnung: idealisiertes Abbild der Wiener Heimat

federnden Gang, auch, weil er Turnschuhe trägt, seine Arme sind drahtig und muskulös. Vor ein Uhr nachts wird er selten müde. Mit der gleichen Bestimmtheit trainiert Morton auch seinen Geist. Der Nachmittag ist der Arbeit gewidmet. Telefonate mit seinem Agenten, Korrekturlesen von Fahnen für sein neuestes Buch, das eingangs erwähnte biographische Projekt, Schreiben an Texten. Auch abends, wenn er in Gesellschaft ist, hat er sein Notizbuch stets dabei. Er notiert sich Ideen, manchmal schreibt er nur Schlagworte auf und setzt sie mit Linien und Kreisen zueinander in Bezug. Frederic Morton ist mindestens so viel Journalist wie Schriftsteller. Er arbeitet nach wie vor als Kolumnist, etwa für die Los Angeles Times. Früher schrieb er Reisereportagen und Gourmetkritiken für das US-Hochglanzmagazin Vanity Fair. Er hat eine scharfe Beobachtungsgabe und die Fähigkeit, eine unglaubliche Fülle an Wissen elegant und witzig seinem Gesprächspartner gegenüber auszubreiten, ohne dabei je professoral oder rezitierend zu wirken. Wenn Frederic Morton aus seinem Leben erzählt, dann ist es, als würde er eine Leseprobe aus einem seiner Romane geben.

Er hat lange gewartet, bis er seine Autobiographie geschrieben hat. Es ist wohl auch eine Art Schlusspunktsetzen nötig, das nicht einfache Eingeständnis, dass das eigene Leben im Großen und Ganzen gelebt wurde, bevor man sich als Schriftsteller an den Tisch setzt, die erste Seite einspannt und beginnt, nicht von fremden, sondern von eigenen Abenteuern zu erzählen. Vor gut einem Jahr starb Freds Frau, die zuvor schon lange bettlägerig war. Auch das mag mit ein Grund sein, ein Lebenskapitel zu beenden – indem man es aufschreibt. Mor-

ton wollte keine normale Biographie verfassen. „Ich hätte auch eine klassische Biographie schreiben können, aber das wollte ich nicht. Es ist schon zu oft gemacht worden. Ich wollte etwas Originelles machen, ein autobiographisches Projekt. Ich beginne als Zehnjähriger in Wien und höre sechzig Jahre später als Siebzيجjähriger, wieder in Wien, auf. Dazwischen gibt es Tage in New York, in Utah, einen Tag mit Thomas Mann in Norddeutschland, einen Tag in Sankt Moritz, in Miami Beach.“ Viele Geschichten zu Tagen sind in der Schublade liegen geblieben, etwa auch zu jenem, an dem Morton sich im Jahr 1939 vor dem damaligen Gestapo-Verwaltungsgebäude im Palais Rothschild in der Prinz-Eugen-Straße neun Stunden lang anstellen musste, um einen Judenpass zu bekommen. „Später, als ich für mein Buch recherchierte und Baron Guy in Paris traf, fragte er mich, ob ich schon einmal in einem Rothschild-Gebäude war. Ich sagte: „Ja, unter eben diesen berichteten Umständen. In einem aristokratischen Englisch fragte er mich: „Did you eat during these nine hours?“ und ich verneinte. „I did not feel like eating.“ „Well, in that case my family owes you a lunch.“ Morton lacht auf: „Noblesse oblige, nicht wahr?“

Die Upper West Side, Frederic Mortons New Yorker Hernal, ist jüdisch geprägt. Auch in seinem Haus, im Innenhof, wurde Anfang Oktober eine Laubhütte aufgebaut, wie überhaupt die aus unterschiedlichen Materialien zusammengebastelten Hütten völlig selbstverständlich zum Straßenbild New Yorks in dieser Zeit gehören. Morton selbst bezeichnet sich als religiös, aber nicht gläubig. „Ich beneide alle, die gläubig sind. Als Achtzigjähriger wäre es so schön, zu glauben. Der Tod wäre sinnvoll und hoffnungsvoller. Kulturell ist die Geschichte des Judentums für die ganze westliche Welt sehr interessant, ich habe mich sehr ausführlich damit befasst, den Talmud und Kommentare dazu gelesen und auch ein Buch geschrieben: ‚Crosstown Sabbath‘. Aber je mehr ich las, desto weniger gläubig wurde ich – dafür aber umso faszinierter vom Judentum.“ In seiner imaginären Heimat, gelegen an der Ecke Hernalser Hauptstraße/Broadway steht mit Sicherheit auch ein Tempel – auch, wenn er ihn nicht aufsucht. ■

„Die Rothschilds“ sind in einer überarbeiteten Neuauflage bei Deuticke erschienen. Die Autobiographie von Frederic Morton kommt im gleichen Verlag im Herbst 2005 auf den deutschen Markt.

Die Wurzeln des neuen Antisemitismus

Von Pamphleten in der islamischen Welt über Ausschreitungen in Frankreich, Politikerreden der europäischen Rechten bis hin zu zynischen Debatten der intellektuellen Linken – wo endet sachliche Kritik an israelischer Politik und wird zu unverblütem Antisemitismus? Zwei Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt beleuchten das Phänomen des neuen Antisemitismus.

Von Saskia Schwaiger

In jeder Diskussion kann man, mehr oder weniger offen, die Frage hören: Also, darf man jetzt Israel kritisieren oder ist das schon antisemitisch? Oder: Man wird doch noch sagen dürfen, dass ...“ Man darf und man kann, findet Hans Rauscher, politischer Kolumnist bei der Tageszeitung „Der Standard“ und Autor des jüngst erschienenen Buches „Israel, Europa und der neue Antisemitismus“*. Allein auf das „Wie“ käme es an, auf die Untertöne und darauf, ob man über „die Juden“ rede oder über bestimmte politische Entscheidungen, ob es um eine echte Debatte gehe oder um augenzwinkernde Vergewisserung der eigenen Vorurteile. Die Frage, wann Kritik an Israel als antisemitisch zu bezeichnen ist und wann nicht, steht damit im Mittelpunkt von Rauschers Buch, das er im Untertitel als „Handbuch“ titulierte. Tatsächlich ist es auch der sehr direkte, praktische und grundsätzliche Zugang, der den Charme dieser Neuerscheinung ausmacht. Rauscher beginnt seinen Abriss des aktuellen Ist-Zustandes unter dem Stichwort „Das Monster ist zurückgekommen“. Dabei stützt er sich auf Ergebnisse von EU-Umfragen und zwei großen Konferenzen (das Seminar „Europe against Antisemitism – for a Union of Diversity“ unter Ex-Kommissionspräsident Romano Prodi bzw. die OSZE-Konferenz über Antisemitismus in Berlin). Anschließend folgt ein ausführliches Kapitel zu geschichtlichen und aktuellen Entwicklungen israelischer Politik, wobei auch hier verschiedene israelische bzw. jüdische Positionen zitiert werden, um Aspekte legitimer Kritik herauszustreichen. Zuletzt beschreibt er sehr detailliert den Umgang der österreichischen Politik und Medien mit dem Phänomen Israel und Antisemitismus, besonders jedoch den Umgang der Kronen Zeitung mit dem Thema.

Rauscher gelingt mit dem Buch eine fundierte, Darstellung der aktuellen Debatte mit dem besonderen Fokus auf den Umgang der Österreicher mit dem Thema. Verdienstvoll ist dabei Rauschers Bemühen, in eine Debatte, die in der österreichischen Öffentlichkeit zwar nicht von offener Gewalt, aber von „reflexartigen Schuldzuweisungen, Verschwörungstheorien und wieder aufgekochten alten Vorurteilen“ geprägt ist, klare Denk- und Handlungsanleitungen einzubringen, die sich auch an den interessierten Laien richten. Aber auch debattengeeichte, aufrechte Antifaschisten können sich selbst die Frage stellen, die Rauscher an den Anfang seines Buches stellt: „Wie können wir eine Position im israelisch-palästinensischen Konflikt finden, die unsere Verantwortung für die Vergangenheit nicht verleugnet, die den arabisch-muslimischen Terrorismus klar benennt, die es

aber auch erlaubt, die israelische Politik kritisch zu hinterfragen?“

Das Buch „Neuer Antisemitismus?“**, herausgegeben von Doron Rabinovici, Ulrich Speck und Natan Sznajder, nähert sich dem Thema wesentlich umfassender. Das Buch besteht aus insgesamt 17 europäischen Debattenbeiträgen

unterschiedlicher Autoren, darunter des deutschen Soziologen Ulrich Beck, der Literaturwissenschaftlerin Judith Butler, des französischen Philosophen Alain Finkielkraut oder auch des streitbaren Politologen und Autors Daniel Jonah Goldhagen („Hitlers willige Vollstrecker“).

Die Herangehensweise ist dabei völlig unterschiedlich. So sieht etwa Ulrich Beck in seinem Beitrag „Entgrenzung der Intifada“ den neuen Antisemitismus in engem Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt, der durch die Migration nach Europa hereingetragen wird. Auch Alain Finkielkraut beschreibt die Angst der französi-



schen Juden vor den „neuen Dämonen“. Anders als früher entstehe Antisemitismus nicht im Lager bornierter Kleinbürger, sondern in den Reihen des Protests gegen das Leiden der Palästinenser. Einige Beiträge beleuchten die Geschichte des Antisemitismus im Islam, etwa der des deutschen Politologen Matthias Küntzel. Unter dem Titel „Von Zeesen bis Beirut. Nationalsozialismus und Antisemitismus in der arabischen Welt“ rekonstruiert er die Auswirkungen der NS-Propaganda im arabischen Raum und die Rolle des Muftis von Jerusalem für die Nazis. Küntzels Fazit: Solange Antisemitismus von Muslimen geäußert werde, würde man ihn als Reflex auf den Nahostkonflikt verharmlosen oder überhaupt ignorieren. Tatsächlich trifft dieser Gesichtspunkt einen wesentlichen Punkt der aktuellen Antisemitismus-Debatte: Während in früheren Jahrzehnten die deutsche (österreichische) Antisemitismus-Debatte ausschließlich vor dem Hintergrund des Holocausts und seiner Bewältigung geführt wurde, ist nun der Bezugspunkt der Nahostkonflikt, seine Wahrnehmung, seine Deutung. „Die neue Gewaltbarkeit in Nahost, die auch nach Europa ausstrahlt, hat eine neue

Radikalität in der weltweiten Wahrnehmung zur Folge, bis hin zur Infragestellung der Legitimität des Staates Israel“, so die Autoren. Zudem werde die intellektuelle und politische Debatte über den „neuen Antisemitismus“ dadurch erschwert, dass offener Antisemitismus seit dem Holocaust keine Legitimität mehr besitze. Denn die Kritiker des Begriffs „neuer Antisemitismus“ sehen in ihm nur ein politisches Instrument, Kritik an israelischer Politik zu unterbinden. Das Buch bezieht – schon allein aufgrund der sehr heterogenen Beiträge – daher nicht eindeutig Position, nimmt aber immer wieder Bezug auf andere Debattenbeiträge und gibt Querverweise. So entsteht ein sehr dichtes, umfassendes Bild der aktuellen Debatte um einen neuen Antisemitismus, die eindeutig als globale Diskussion verstanden wird. ■

* Hans Rauscher: *Israel, Europa und der neue Antisemitismus*, erschienen im Molden Verlag, Wien 2004

** Doron Rabinovici, Ulrich Speck, Natan Sznaider (Hg.): *„Neuer Antisemitismus? – Eine globale Debatte“*, erschienen im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004

Rätselhaftes in Jiddisch (und anderen Sprachen)

AUFLÖSUNG: siehe Seite 38

1		2	3			●	●	4	●
	●	5		●	●	6			7
8				9	10		●	11	
	●		●	12		●	13		
	●	14				16	●	17	
18	19						20	●	
21		●	22					23	●
24			●		●	25			
26		●	27				●		●
28		29		●	●	30	31		
32				33		●	34		●
●	●	●	35		●	●	36		37
38	39	40			41				
●	42					●	43		●

WAAGRECHT

- Wr. Komponist der Jahrhundertwende, und dennoch ohne Pinsel
- kurze internationale Hilfsorganisation zum Schutz der Menschenrechte
- Wr. Komponist der Jahrhundertwende und Gegenteil von Tal
- jiddisch schimpfen, schreien und auch bellen
- Doppelvokal
- Initialen eines deutschen Philosophen nach dem Prinzip Hoffnung auf Durchreise in Wien
- Familienfest ohne „im“ und ganz rein
- der vornämliche 6 waagrecht
- franz. Präposition oder kurzes Deutschland
- Red' an dem Tagnichtvom Geschäft
- Initialen des Organistors des Tabakwesens im 18. Jhd.
- amerik. Filmregisseur mit Wiener Wurzeln und gar nicht zahm
- nicht fern
- ein Hauch von links, eine große Datei von rechts
- Autotypenbezeichnung
- der Priester ist mittig verwirrt
- weibl. Vorname
- viermal ein Mitlaut
- zu Deutsch für 9 senkrecht
- Hoffentlich hast du dieses Erlebnis beim Rätseln.
- kurzer englischer Herr
- Endsilbe eines berühmten Wiener Kabarettisten oder Tiroler Milchproduktbezeichnung
- weitaus schönerer Wr. Komponist der Jahrhundertwende als 6 waagrecht

- Wie viel Frühlinge zählst du denn?
- kurze franz. Bildergeschichte

SENKRECHT

- Broteiland? Veraltete Bezeichnung des 2. Wiener Bezirks
- Diese deine Kraft trainierst du mit und ohne Platz.
- Folge dem Aufruf und ...s ...ber was vor.
- Wenn du sie hast, brauchst du selten diesen Wiener Arzt der Jahrhundertwende.
- kurze Bibliothek national
- haben goische Köpf' und jüdische Schicksale
- jiddisch für 32 waagrecht, da kann man halt nichts machen
- hier selbst verwirrt Stadt der Sprachverwirrung
- englisches Gesetz
- mit und ohne Gift der Braut
- Und keiner hat's gemerkt, als er vom Kuchen stahl.
- Engl. gehört das auch ohne Jet zusammen.
- Wr. Theaterseminarist und Salzburger Festspielmitbegründer, hier ohne letztes T
- mehrmalige Wr. Theatergründerin mit Courage
- ital. ja
- hier von unten nach oben und dennoch hier, da hierher
- das Land, Israel
- Initialen des Begründers des Wr. Riesenrads
- kurze französische Großbank
- kurz und leichter als Luft
- franz. Verneinung



Fotos: © Peter Rigaud

Andrea Belag: „Meine Reise nach Wien hat mit dem Tod meiner Familie begonnen.“

In einer fremden Stadt

Die Künstlerin Andrea Belag stammt aus einer vertriebenen Familie. Nach dem Terror des 11. September, den sie in New York miterlebte, beschloss sie, nach Wien zu kommen und ihren Wurzeln nachzuspüren. Sie hat nur mehr wenig davon gefunden.

Von Peter Menasse

Andrea Belag, Malerin aus New York, hat Wien besucht. Mit alten Fotografien in der Hand fuhr sie in der Stadt herum, nach Hietzing, in die Leopoldstadt, in den Alsergrund. Sie suchte nach Spuren, die ihre Familie vor 1939 hier hinterlassen hatte. Eine der Fotografien zeigt das Wohnhaus der Belags, auf der Rückseite ist eine Adresse in der Auhofstraße vermerkt. Sie fuhr vergeblich in den Nobelbezirk, das Haus steht nicht mehr. „Ich war davon sehr berührt“, sagt sie, „die Villa schaut auf dem Foto so aus, als wäre sie für die Ewigkeit gebaut. Aber ich weiß auch gar nicht, was ich hätte tun sollen, wenn sie noch existiert hätte.“

Andrea Belag hat sich spät, erst als 52-Jährige, auf die Suche nach der alten Heimat ihrer Vorfahren gemacht. „Es hat alles mit dem Tod meiner Familie begonnen“, antwortet sie auf die Frage nach dem Warum. „Wenn die Men-

schen nicht mehr da sind, muss man beginnen, die Erinnerungen an sie zu verlebendigen. Damit die Geschichte nicht mit ihnen stirbt. Als 1985 mein Vater starb, wenig später seine Eltern, erbeite ich ihre Papiere und Dokumente aus dem Wien der Zeit vor den Nazis. Während ich sie durchsah, entstand in mir das Bedürfnis, eine Verbindung zu schaffen.“

Die Belags waren nach dem Ersten Weltkrieg aus Ungarn nach Wien gekommen. Ihr klassisch ungarisch-jüdischer Name Bellak wurde vom österreichischen Einwanderungsbeamten kurzerhand geändert – ein Schicksal, das die Familie mit vielen anderen Einwanderern teilte. Andrea, die nicht deutsch spricht, reagiert erheitert gelassen, wenn man ihr sagt, dass dieser Name etwas mit der Wurst auf dem Brot zu tun hat: „I know“, sagt sie, „they call me sandwich.“



Belag: „Mit dem 11. September kommen die Erinnerungen.“

Andreas Großeltern Armin und Gisela Belag hatten in Wien erfolgreich einen Textilwarenhandel aufgebaut und waren so zu Wohlstand gekommen. Mit der Machtübernahme der Nazis brach die Welt der Familie zusammen. Der Großvater wurde von der Gestapo mit der Beschuldigung verhaftet, er hätte einem jüdischen Freund dabei geholfen, Vermögen ins Ausland zu bringen. Er wurde gefoltert und gedemütigt. Andrea meint, dass es ihrer Großmutter, die eine bemerkenswert starke Frau gewesen sei, gelungen wäre, ihren Mann mit Hilfe eines Anwalts aus dem Gefängnis zu bekommen.

Armin, Gisela und der damals 14-jährige Sohn Julius, Andrea Belags Vater, flüchteten nach New York, wo sie mit 25 Dollar in der Tasche ankamen. Der Stolz, eine neue Existenz aufgebaut zu haben, und die Selbstverständlichkeit des jüdischen Lebens in dieser Stadt waren wohl die wesentlichen Gründe, warum in der Familie später kaum mehr über die Vergangenheit gesprochen wurde. Andrea erzählt, dass sie zwar immer gewusst hätte, zu einer Einwandererfamilie zu gehören, die unter der

Naziherrschaft gelitten hatte, dass aber niemand habe zurückblicken wollen.

Dann aber kam der 11. September 2001. Andrea Belag wohnt nur sechs Häuserblöcke vom Ort des terroristischen Anschlags entfernt. Als sie im Fernsehen die Bilder vom ersten Flugzeug sieht, geht sie auf die Straße, um nachzuschauen. Sie erlebt mit, wie der zweite Turm getroffen wird, wie Menschen aus den Hochhäusern in den Tod springen. Es fällt ihr noch heute schwer darüber zu reden: „Es war schrecklich, ich geriet in einen traumatischen Zustand. Ich musste meine Wohnung verlassen. Und diese Erfahrung, eine Woche lang kein Heim zu haben, ziellos auf den Straßen herumzuwandern, ließ mich noch mehr in einem desorientierten Zustand zurück. Dann musste ich über Wochen ohne die gewohnte Infrastruktur leben, ohne Telefon, ohne Heizung in einer gefährdeten Umgebung. Am Ort des Terrors stieg drei Monate hindurch Rauch auf von einem Feuer, das immer noch brannte. Der Geruch lag ständig in der Luft. All das war zermürend, und es gab die Angst vor weiteren Anschlägen. Überall in den Straßen standen bewaffnete Truppen, es war ein Zustand wie in einem Krieg. Es brachte mich näher zu den Menschen, die in anderen Ländern ständig in einer solchen Situation leben müssen.“

Andrea Belag war mit einem Schlag, mit einem Anschlag des Terrors, in einer anderen Wirklichkeit gelandet: „Als ich aus meinem Haus evakuiert wurde und wegging von den Türmen, dem Rauch und der Gefahr, dachte ich sehr intensiv an das, was meine Familie durchmachte, als sie aus Wien flüchten musste. Ich dachte in diesem Moment darüber nach, wie es gewesen wäre, wenn sie diese Ereignisse erlebt hätten, eine Wiederholung von all dem, was sie hatten durchmachen müssen. Das war dann auch endgültig der Moment, in dem ich beschloss, nach Wien zu reisen.“

Jetzt sitzt sie da mit den Zeugnissen eines versunkenen Wien, mit Fotos eines vor langer Zeit abgerissenen Wohnhauses, eines Automobils, einer Fabrik. Vieles war nicht mehr aufzuspüren, anderes aber erweckte teils schmerzliche, teils sentimentale Erinnerungen an die Vorfahren. Sie fand als nüchterne Bestätigung der Geschichte den Namen ihrer Verwandten in einem Telefonbuch aus dem Jahr 1938. Und sie hat in den Auslagen der Stadt Gegenstände gesehen, die ihre Familie auch

noch in der New Yorker Zeit liebte und die für sie ihre österreichischen Wurzeln repräsentierten: Vasen aus böhmischem Glas und Geschirr aus Augarten-Porzellan.

Bei ihrem Abschied von Wien im nebeligen Oktober 2004 kann sie noch nicht genau abschätzen, was dieser Besuch für sie bedeutet hat. Es sei dies eine schwierige Stadt, keine, in der man einfachen Zugang zu den Menschen fände. Es gäbe viele gesellschaftliche Konventionen, die ihr fremd seien. Aber sie würde gerne zurückkommen und ihre Bilder zeigen. Immer schon hat ihre Arbeit mit Orten zu tun gehabt: Sie fotografiert diese Orte und malt sie dann. Sie setzt starke Farbstreifen, die sich zu Rechtecken verbinden, wie Fenster, hinter denen wir eine Welt erahnen können. Sie malt in einem Stil, den wir mit den reduzierten Möglichkeiten der Sprache „abstrakt“ nennen. Aber wir werden diese Stadt ganz konkret erkennen, wenn Andrea Belag sie für uns in Bilder gesetzt haben wird.



Wien in Werken Belags: Sie fotografiert Orte und malt sie dann (Maranese 3, 2004, Öl auf Leinwand)

„Wien“, sagt sie zum Abschied, „ist ein wichtiger Ort auf meiner emotionalen Landkarte. Und ich habe Werke hier geschaffen, das ist ein sehr intimer Vorgang, der mich tief verwurzelt.“ ■

info

Andrea Belag

Geboren und wohnhaft in New York. Studierte an der Boston University, am Bard College und an der New York Studio School.

Fakultätsmitglied der School of Visual Arts, New York, seit 1995.

Ausgewählte Bibliographie:

Cyphers, Peggy. „Andrea Belag/Brigitte Engler“, *Arts*, April 1991

Ebony, David. „Andrea Belag at Richard Anderson“, *Art in America*, November 1993

Edelman, Robert. „Andrea Belag“, *Artpress*, September 1994

Johnson, Ken. „Art in Review“, *The New York Times*, Friday, October 2, 1998

Mendelsohn, John. „The Abstract Lilith“, *The Jewish Week*, August 29, 1997

Morgan, Robert. „Andrea Belag“, *LAPIZ*, May/June 1992

Pardee, Hearne. „Andrea Belag at Richard Anderson“, *ARTnews*, September 1992

Schmerler, Sarah. „Andrea Belag at Bill Maynes“, *Art in America*, June 2001

Schwabsky, Barry. „Andrea Belag“, *Artforum*, September 1994

Westfall, Stephen. „Andrea Belag at Bill Maynes“,

Art in America, December 1998

White, Kit. „Andrea Belag“,

ARTnews, February 2001

Yau, John. „Longing and Unbridgeable Distance“ from *Andrea Belag: New York – Köln*, 1998,

Weidle Verlag, publisher

Zimmer, William. „The Enduring Nature of Art and Headlines“,

The New York Times, October 27, 2002

Einzelausstellungen:

Bill Maynes Gallery, New York

2003, 2002, 2000, 1998

Galerie Heinz Holtmann, Köln

2002, 2000, 1998

Richard Anderson Fine Arts, New York

1994, 1993, 1992

Auszeichnungen:

Rockefeller Foundation Residency at the Bellagio Study Center, Italy, 2003

John Simon Guggenheim Fellowship, 1999

National Endowment for the Arts, Individual Fellowship, 1987

New Jersey Council for the Arts, Individual Fellowship, 1984

„Es geziemt sich für Juden, intellektuell zu sein“

Der britische Schriftsteller Howard Jacobson über Wien, Israel und die Liebe der Juden zu Mozart, Schubert, Kaffee und Kuchen.

Von Axel Reiserer, London

Wie ein roter Faden zieht sich die Frage der jüdischen Identität durch das Werk von Howard Jacobson. Von der Kritik als „britischer Philip Roth“ gefeiert, zeigt sich der 1942 in Manchester geborene Autor im Gespräch mit NU als charmanter Unterhalter, der sich gleichzeitig seiner neurotisch-witzigen Woody-Allen-Seite bewusst ist: Angesprochen darauf, dass sein jüngstes Werk „The Making Of Henry“ in England großartige Kritiken erntete, entgegnet er etwa: „Finden Sie? Ich war enttäuscht. Ich habe viel grandiosere Ideen, wie ich gelobt werden möchte.“ Und die Tatsache, dass keines seiner zahlreichen Bücher bisher ins Deutsche übersetzt worden ist, versteht Jacobson mühelos als persönliche Kränkung: „Jeder wird übersetzt. Nur ich nicht.“

NU: In Ihrem letzten Buch gibt es überraschend viele Bezüge zu Wien. Warum?

Jacobson: Es hat mit meiner Besessenheit zu tun – die typisch jüdisch ist –, immer nach einem Zuhause zu suchen. Für Henry gibt es diesen Traum von einem Ort, wo er Wiener Kaffee und Kuchen genießen kann. Man kann über Österreich sagen, was man will, aber die Wahrheit ist, dass es einigermaßen ohne die Verknüpfung mit Deutschland existiert. Henry könnte nicht an Berlin denken, denn Berlin ist verdorben. Hingegen kann man Österreich eher als ein Land der Opfer als der Täter sehen, was immer die Wahrheit ist. Es ermöglicht den Traum eines unmöglichen Niemals-Landes der jüdischen Aufklärung, wo man die Dinge der Welt ebenso wie die Dinge des Geistes genießen kann – die Liebe der Juden für Mozart und Schubert, aber auch die Liebe der Juden zu Kaffee und Kuchen.

NU: Wie erklären Sie sich, dass die Frage der jüdischen Identität in Ihrem Werk immer zentraler geworden ist?

Jacobson: Es ist für mich selbst ein Geheimnis, dass das Jüdischsein überhaupt auftaucht. Es muss in mir eingeschlossen gewesen sein.

Manches davon kann ich mir selbst nicht erklären. Zum Beispiel hasse ich die Orthodoxie. Wir sollen glauben, dass wir ohne sie nicht richtig jüdisch sind. Wir sollen sie ertragen, damit sie für uns da sind und beten. Dafür können wir am Sabbat auf den Fußballplatz gehen. Orthodox sein heißt per se Banause sein, sie lesen etwa keine Bücher. Ich selbst habe Orthodoxe in der Verwandtschaft, sie fragen mich: „Warum schreibst du Bücher? Wir haben ein Buch!“ Es ist nicht leicht für mich mit den britischen Juden, wenn ich sehe, welche Spießer sie sind. Ich bin sehr streng bezüglich des intellektuellen Anspruchs des Jüdischseins. Es geziemt sich für uns Juden, Intellektuelle zu sein.

NU: Wo sehen Sie den Platz für einen jüdischen Schriftsteller wie Sie in der Gesellschaft?

Jacobson: Für Juden wie mich ist es wichtig, immer das Gefühl zu haben, nicht ganz dazuzugehören. Wenn ich plötzlich herausfinden sollte, dass ich dazugehöre, würde mich das umwerfen, dann würde ich nicht mehr wissen, wo ich mich befinde.

NU: Neben Ihren Büchern haben Sie auch Fernsehdokumentationen gemacht?

Jacobson: Ich drehte unter anderem einen Film über Judas Ischariot, in dem ich darlegte, wie das Christentum sich mit dieser Figur vom Judentum losgesagt hat, wie damit die Juden für den Tod von Christus verantwortlich gemacht wurden, absolut der größte Betrug aller Zeiten, der die Juden zu einem Paria-Volk machte und damit den Antisemitismus von Anfang an ins Zentrum des Christentums stellte. Es ist kein Zufall oder Versehen, sondern wesensbestimmend für das Christentum.

NU: Und das gilt immer noch?

Jacobson: Ja. Es findet neue Formen, eine davon ist die Anti-Israel-Haltung. Es ist nicht

notwendigerweise antisemitisch, Israel zu kritisieren. Aber es gibt eine Menge antisemitischer Kritik an Israel.

NU: Wo liegt für Sie der Unterschied?

Jacobson: Ich denke, dass die intellektuelle Linke antisemitisch ist, weil sie immer noch irgendwie die Juden mit dem Kapital gleichsetzt und das marxistische Porträt des ausbeuterischen, gierigen Juden fortführt. Und man weiß es, wenn es sich um Antisemitismus handelt. Wenn man das Wort Nazi im Zusammenhang mit Israel hört, dann ist das eindeutig der Fall. Denn man kann sagen, dass Israelis Schweine sind, grausamer als Attila, der Hunnenkönig, oder die Römer – es gibt Hunderte historische Möglichkeiten für Analogien, aber wenn man ausgerechnet den Vergleich mit den Nazis macht, dann ist das Antisemitismus, denn das zielt auf den Juden im Israeli.

NU: Sehen Sie eine Verpflichtung der europäischen Juden, für Israel einzutreten?

Jacobson: Jeder Jude wäre verrückt anzunehmen, dass Israel nicht eine Notwendigkeit ist und immer sein wird als eine letzte Rückversicherung. Israel ist aber auch ein großes historisches Symbol für das gesamte Judentum, das in Gefahr gerät, wenn sich die religiösen gegen die weltlichen Kräfte durchsetzen. Alle jüdischen Intellektuellen müssen äußerst wachsam sein: nicht durch Nicht-jüdisch-Sein, sondern indem man auf der großen geistigen und intel-

lektuellen Qualität des jüdischen Lebens besteht. Die Stärke des Geistes, der Witz, die Schärfe, die dialektische und kritische Leidenschaft – das sind Elemente des Jude-Seins.

NU: Haben europäische Juden eine Möglichkeit, zur Lösung des Nahost-Konflikts beizutragen?

Jacobson: Was es schwer macht, dass die Vernunft in Israel siegt, ist der Umstand, dass das Land unter Angriff steht. Damit meine ich nicht nur Selbstmordattentäter, sondern auch die Unterstützung für sie. Das trägt teilweise zu Israels Paranoia bei, und ich denke, man wird kaum eine ruhigere und vernünftige Regierung als die gegenwärtige finden, solange nicht etwas gegen das Gefühl getan wird, dass Israel allein gegen den Rest der Welt steht.

NU: Hat der islamische Terrorismus das jüdische Leben in Europa verändert?

Jacobson: Wir haben viel mehr Angst. Jeden Tag, wenn meine Frau oder ich ausgehen, könnte es sein, dass einer von uns beiden nicht mehr zurückkommt. Im Internet finde ich mich auf moslemischen Hass-Seiten wieder. Die Anzahl dieser Seiten ist beängstigend. Die Moslems waren sehr unklug, dass sie schnell nach den Anschlägen von 9/11 behaupteten, die USA hätten das verdient gehabt, und sie haben lange gebraucht, sich davon zu distanzieren. Niemand hatte das verdient. Niemand. ■



Foto: © Random House, London

Howard Jacobson: „Ich hasse die Orthodoxie. Wir sollen glauben, dass wir ohne sie nicht richtig jüdisch sind.“

Die verschwundenen Tora-Leser

Die Karäer sind – obwohl weitgehend unbekannt – Teil der jüdischen Welt. Obwohl die meisten Karäer nach 1948 nach Israel auswanderten, gibt es heute noch kleine Gemeinden in der Türkei, in Ägypten, Litauen, auf der Krim und sogar in Paris und den USA. NU besuchte einige Orte der karäischen Diaspora.

Von Thomas Schmidinger

Im 8. Jahrhundert nach Christi versammelte Anan ben David im heutigen Irak jene jüdischen Sekten um sich, die den Talmud ablehnten und ausschließlich die Tora als heiliges Buch anerkannten – sie nannten sich fortan „Karäer“, die Leser. Das Zentrum dieser Gruppe verlagerte sich im Laufe der Jahrhunderte nach Konstantinopel, Ägypten und in die Ukraine. Auch eine Reihe von Berbern in Nordafrika konvertierten zum Karäertum und brachten schließlich das karäische Judentum nach Spanien. Erst die Vertreibung der spanischen Karäer unter Alfons VII. 1178 setzte dem westeuropäischen Karäertum ein Ende.

Die größte und intellektuell aktivste Gemeinde blieb im 20. Jahrhundert die karäische Gemeinde in Kairo. Mit über 6.000 Gläubigen lebte dort fast die Hälfte aller weltweit existierenden Karäer. Sie bewohnten ein eigenes Viertel, bildeten aber einen integrierten Teil der arabischsprachigen Bevölkerung. Die Karäer Kairos hatten kaum mehr Ähnlichkeit mit den rabbinischen Juden und bildeten einen akzeptierten Teil der arabischen Bevölkerung. Erst Mitte des

20. Jahrhunderts, als der moderne Antisemitismus auch das politische Klima in Ägypten zu vergiften begann, und als nach der Staatsgründung Israels und der Suez-Krise 1956 der Großteil der 65.000 ägyptischen Juden vertrieben wurde, verließen auch fast alle Karäer das Land. Heute leben keine 20 Karäer mehr in der ägyptischen Hauptstadt. Zwar existiert die karäische Synagoge noch, das Gemeindeleben ist jedoch zusammengebrochen. Die paar verbliebenen Karäer werden heute von der – ebenfalls winzigen – jüdischen Gemeinde mitbetreut.

Heute leben die ehemals ägyptischen Karäer größtenteils in Israel und haben die fast schon verschwundene karäische Gemeinde in Jerusalem wiederbelebt. Auf dem karäischen Friedhof im Süden des Hinnomtals bei Giv'at Chananya liegen neben fast unleserlich gewordenen Grabsteinen aus vergangenen Jahrhunderten wieder Karäer begraben, die in Kairo, im Irak oder Istanbul geboren wurden. Die Synagoge im jüdischen Viertel der Altstadt, zerstört im Unabhängigkeitskrieg, wurde wieder aufgebaut. Die größten karäischen Gemeinden sind heute in Ramle (700 Haushalte), Ashdod (800 Haushalte), Beer-Sheva (250 Haushalte) und Ofakim (220 Haushalte).

Karäer aus Ägypten und von der Krim wanderten auch in die USA aus. Seit 1926 werden in New York karäische Gottesdienste gefeiert, die meisten schlossen sich rabbinisch-jüdischen Gemeinden an. Lediglich in San Francisco existiert eine eigene gut organisierte karäische Gemeinde.

Die Krim, wo die Karäer eine türkische Sprache angenommen hatten, war jedoch nicht nur Ausgangspunkt der karäischen Emigration in die USA. Bereits 1397 brachte der litauische Großfürst Vytautas Magnus von dort aus Karäer nach Litauen und ließ sie in Trakai als



Fotos: © Thomas Schmidinger

Karäische Synagoge im jüdischen Viertel in der Altstadt von Jerusalem

Wächter in der Nähe des Fürstensitzes ansiedeln. Da es karäischen Vertretern während der deutschen Besatzung Osteuropas gelang, die Nazis davon zu überzeugen, dass sie keine Juden wären, überlebten die meisten von ihnen die Shoah. Trakai ist somit auch heute noch das Zentrum der litauischen Karäer, deren ältere Generation immer noch teilweise die aus der Krim mitgebrachte karäische Türk-sprache beherrscht.

Das „Karäische“ ist heute die einzige mit hebräischen Buchstaben geschriebene Türk-sprache der Welt und wird seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion mühsam wieder als Kultursprache der litauischen Karäer aktiviert. Ein kleines karäisches Museum macht in Trakai zudem auf die reiche Geschichte und das kulturelle und religiöse Leben dieser knapp 300 Menschen zählenden kleinsten Minderheit des Landes aufmerksam. Laut Angaben der Statistischen Abteilung der litauischen Regierung lebte 1997 der Großteil der litauischen Karäer in der Hauptstadt Vilnius (138), in Trakai (65) und Panevezys (31). In Trakai und Vilnius existiert auch noch jeweils eine funktionierende Kenesa, ein Gebetshaus der lokalen karäischen Gemeinde. Verbindungen unterhalten die litauischen Karäer vor allem zu den Karäern in Polen, wo eine kleine Gemeinde in Warschau existiert, und zu den Resten der einst großen karäischen Gemeinden auf der Krim.

Die Karäer auf der Krim unterhalten wiederum rege Kontakte zur karäischen Gemeinde in Istanbul, einer der ältesten noch existierenden Gemeinden, die allerdings im 20. Jahrhundert stark schrumpfte. Bereits die großen Brände im alten karäischen Viertel in Huskoy von 1756, 1883 und 1918 hatten der kleinen Gemeinde und ihrer Infrastruktur deutlich zugesetzt. Lediglich die alte Kol Kadosh Kushta Synagoge wurde nach 1918 wieder restauriert. Viele Gemeindeglieder sind jedoch mittlerweile nach Israel und nach Paris ausgewandert. Die verbliebenen 60 Karäer verfügen zwar neben der Synagoge, in der jede Woche Gottesdienst gefeiert wird, noch über einen eigenen Friedhof, allerdings macht sich niemand Illusionen über den Bestand der Gemeinde. Senja Yaf, ein karäischer Arzt, meint: „In einigen Jahrzehnten wird es hier keine karäische Gemeinde mehr geben. Es werden weit weniger Kinder geboren, die Jungen heiraten Partner aus den anderen jüdischen Gemeinden oder Muslime. Wir sind einfach zu wenige, um die Gemeinde zu erhalten.“ Senja Yaf selbst holte sich als traditionsbewusster Karäer seine Frau eigens von der Krim.



Senja Yaf auf dem karäischen Friedhof von Istanbul

Der Friedhof allerdings zeugt von einer weit zurückreichenden Geschichte der Karäer Istanbuls. Die Gemeinde war auch das Zentrum für kleinere karäische Gemeinden in anderen türkischen Städten. „Vor einigen Jahren war ein Mitglied unserer Gemeinde in Diabakır“, erzählt Senja Yaf. „Da sah er jemanden, der wie wir Karäer betete. Dieser wusste gar nicht, dass er Karäer war, sondern sagte, er sei vom Stamm Israel“, erzählt Senja Yaf. Heute weiß fast niemand mehr, dass es in der Türkei einst auch außerhalb Istanbuls Karäer gab. Mit den Gemeinden ist oft auch die Erinnerung an sie verschwunden. Erinnern kann sich Yaf allerdings noch daran, dass sein Urgroßvater ursprünglich aus Wien kam. Selbst seine Mutter habe bis 1938 noch die österreichische Staatsbürgerschaft gehabt. Danach habe sie sich bemüht, die türkische Nationalität zu bekommen. Der lange Arm des Nationalsozialismus hätte sonst auch ihr Leben in Istanbul erschwert.

Der Hinweis auf emigrierte Wiener Karäer macht neugierig: Gab es auch in Wien eine karäische Gemeinde? Ein karäischer Gelehrter aus Holland bestätigt mir, dass es vor 1938 einige karäische Familien in Wien gegeben hatte, wenn auch keine eigene Gemeinde. Anders in Galizien: Als es 1772 habsburgisch wurde, existierten in Brzezany, Halicz, Kukizow, Sambor, Tysmenice und Zolkiew karäische Gemeinden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist allerdings nur noch die Gemeinde in Halicz dokumentiert. Es würde nicht allzu verwunderlich sein, wenn viele dieser Karäer aus dem verarmten Galizien, so wie Tausende rabbinische Juden, im 19. Jahrhundert ihren Weg nach Wien gefunden hätten. ■

Von der Hochzeit ins Ghetto

Die Klezmer-Musik, entstanden im osteuropäischen Shtetl, wurde später zum Lied des Widerstandes. Heute wird sie neu entdeckt.

Von Elfriede Genée

Klezmer-Musik, man hört sie neuerdings immer öfter im Radio, in Konzertsälen und an anderen Orten. Diese traurig-lustigen, temperamentvollen Tanzweisen und geschichten-erzählenden Lieder stammen aus dem Shtetl und sind eine Mischung aus Psalmen und Volksliedern des ostjüdischen Volkes. Heute werden sie wieder entdeckt und erfreuen sich neuer Beliebtheit.

Tatsächlich hat Klezmer-Musik eine lange Geschichte. Sie ist eng verbunden mit der jiddischen Sprache des Hochmittelalters, die sich im Zeitraum von 1000 bis 1250 in Mitteleuropa entwickelte. Klez-Mer kommt von Klej (= Werkzeug) und Semer (= Lied) und bedeutet eigentlich Musikinstrument. Seit dem 16. Jahrhundert wird die Bezeichnung für die vortragenden Musiker verwendet, die auf den Festen des jüdischen Jahreszyklus aufspielten. Die Musik der Klezmer ist also eingebettet in den religiösen Lebenslauf des osteuropäischen Judentums. Bei Hochzeiten spielte sie eine wesentliche Rolle.

In der festgelegten Zeremonie des Klagens zur Abwehr böser Geister und bei jener des Jubels entstanden der lamentierende Untergrund und die energiegeladene Tanzfreude als Kriterium für das Spiel der Musikanten. Die den Klezmer bestimmende emotionale Qualität des „Nicht-Notenlesen-Könnens“ wurde von Generation zu Generation weitergegeben. Die besondere Interpretation bestand in der typischen Phrasierung der Melodien, in den kunstvollen musikalischen Verzierungsformen.

Die wichtigsten Instrumente waren Geige, Klarinette und Tsimbl, eine Art Hackbrett mit Schlegeln. Vor allem die Geige spielte immer schon eine große Rolle, schließlich setzte sich die Aura des besonderen jüdischen Geigers fort bis zu Paganini und Johann Strauß. Dieses Instrument spielt auch eine wesentliche Rolle in Scholem Alejchems sozialkritischer Erzählung von Tewje, dem Milchmann, die zum Vorbild des Allerwelts-Musicals „Fiddler on the Roof“ („Anatevka“) wurde.

Erfolge und Niedergang

Die Klezmer waren als jüdische Hochzeitskapellen ursprünglich eng mit dem Gesang in der Synagoge verbunden. Sie waren, beeinflusst von slawischen Volksweisen, bis ins 18. Jahrhundert ungemein beliebt. In Polen hatte jede Stadt mit jüdischer Bevölkerung ihre eigenen Klezmer-Ensembles, die auch in Adels- und Bürgerhäusern aufspielten. Allerdings lösten sie sich in Folge der Aufklärung nach und nach auf. Die Shoah in Polen und die Zerschlagung der jüdischen Gemeinden durch die Stalinisten in Russland und der Ukraine führten zum endgültigen Ende des Klezmer-Milieus.

Klezmer-Revival in den USA

Eine erste Wiederbelebung der Klezmer-Musik fand ab 1881 in der Neuen Welt statt. Wegen der Pogrome emigrierten Juden aus Osteuropa nach Amerika und trösteten sich bei ihrer schweren Arbeit in der ungewohnten Umgebung mit ihren traditionellen Melodien. Es entstanden aber auch neue Lieder, welche die politischen und sozialen Missstände beschrieben, mit denen die Zuwanderer zu kämpfen hatten.

Die schwere Lage der Arbeiter in den New Yorker „Sweatshops“ beschrieb Morris Rosenfeld, der 1886 nach Amerika kam. „Majn Jin-gele“ ist ein trauriges Lied vom Vater, der seinen Sohn nur nachts sehen kann, weil ihn die Arbeit früh hinaustreibt und erst spät heimkehren lässt.

Der Arbeiterdichter David Edelschtat (1866–1892) kam nach einem Pogrom in Kiew 1882 in die Neue Welt und schrieb Lieder, die vom harten Arbeitskampf der Industriearbeiter erzählen und zur Freiheit aufrufen. Die alten Klezmer-Melodien blieben gleich, neu waren die Texte.

Die Klezmer-Musik in den USA veränderte sich auch dadurch, dass die ritualbezogenen Klänge ihren Sinn verloren. Die jiddische Welt verschmolz zunehmend mit der amerikanischen. Aus Klezmer wurden Tanz- und Unterhaltungsmusiker einer blühenden neuen Pop-

Kultur. Klarinette oder Saxophon, Trompete, Klavier und Schlagzeug waren jetzt die typischen Instrumente. Die alten Hochzeitsmusikanten schlossen sich zu kleinen Bands zusammen, die immer noch in typisch jiddischen Vereinen die Lieblingsmelodien von früher spielten. Die streng ritualisierten jüdischen Feste wurden in den USA jedoch säkularisiert und mit ihnen auch die Musik.

Es entstanden Plattenaufnahmen und Theateraufführungen mit neuen Kompositionen. Der erste Verleger machte schon 1898 sein gutes Geschäft mit dem populären „Rozhinkes mit Mandlen“. Auch kulturelle Interaktionen fanden statt. Die jüdischen Musiker spielten zwar jährlich in über tausend Immigrantengemeinden, man holte sie aber auch zu christlichen Veranstaltungen, zu Banketten, Bällen und Begräbnissen und zu Zigeunerhochzeiten, weil sie so gut spielten. Das löste nach und nach die Verwurzelung von Glauben und religiös-kulturellen Mustern auf. Die alten osteuropäischen Klezmer-Melodien wurden Symbole einer nostalgischen Erinnerung. Die neue Generation der 1930er Jahre widmete sich hingegen zunehmend dem Jazz.

Ghetto-Lieder

Im Europa der Shoah-Zeit wurde die alte Klezmer-Tradition zum Trost für die Verfolgten. Es entstanden auch zahlreiche neue Ghetto-Lieder schmerzlicher Meditation. Wie trostreich mag das traurige „Schpil'-she mir a Lidele“, dieses „Ich-lebe-und-kann-noch-singen“, gewesen sein (Text von Kotliar, Melodie anonym).

Auch im Widerstand spielte der Klezmer eine Rolle. Das berührendste Lied in seiner Wehrhaftigkeit und Aussichtslosigkeit ist das Ghetto-Lied „Es brent, Brider“ des Schreiners, Volkssängers und Liedermachers Mordechaj Gebirtig (1877–1942). In Krakau geboren, war er Mitglied der jüdisch-sozialdemokratischen Partei in Galizien. Er schrieb einen anklagenden Arbeitslosenmarsch und träumte von einem neuen, freien Land. Er gehörte auch zu einer Schauspielgruppe und verfasste Lieder, die sich bald bei den Juden in Osteuropa verbreiteten. Er nahm aktiv an der Widerstandsbewegung im Krakauer Ghetto teil und feuerte die Kämpfer mit seinen Liedern an. 1942 wurde er von den deutschen Besatzern erschossen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wünschten sich Überlebende der Shoah, die nach Amerika emigriert waren, dass ihr altes Liedgut wieder

gespielt werde. So entstand ein Geschäft mit der Sehnsucht der Älteren. Klezmer-Musik entfernte sich mehr und mehr von seinen Quellen. Außerdem wirkte sich auch die Staatsgründung von Israel aus. Der Weg der jahrhunderte alten Klezmer-Musik wurde abgeschnitten. Die zionistische Jugend wollte die klagenden Klänge nicht mehr hören, sie bevorzugte die erfrischende, israelische Tanzmusik, wie die Hora-Melodie des „Hava Nagila“. Im neu entstandenen Israel wurde weder die alte jiddische Sprache noch die alte Musik sehr gepflegt.

Klezmer heute

Seit den 1970er Jahren wurden die Ohrwürmer der ostjiddischen Musik in Amerika und Europa wieder entdeckt, ohne dass dabei jedoch religiöse Hintergedanken eine Rolle spielten. Alte Schellacks wurden aufgestöbert und einige klassisch ausgebildete Musiker, vorwiegend aus Osteuropa, nahmen sich des alten jiddischen Kulturgutes an.

Heute gibt es drei Gruppen von Klezmer mit zahlreichen Ausübenden: Traditionalisten, die sich an den 1920er Jahren orientieren. Sie wollen an die Quellen herankommen und nehmen historische Aufnahmen zum Vorbild. Progressive Traditionalisten streben nach einer Weiterentwicklung durch fremde Stilelemente, und die Erneuerer schließlich wollen Klezmer-Musik mit Jazz verbinden. Häufig bestehen die Gruppen auch aus Nichtjuden. Ob ein Revival der untergegangenen Musik des Ostjudentums mit einer großen Spannbreite von Stilen gelingt, bleibt fraglich. Tatsächlich aber interessieren sich neue Generationen, die Enkel von Opfern und Tätern der Shoah wieder für das alte jüdische Erbe. Natürlich spielt dabei auch eine Art exotischer Verklärung des Ostjudentums eine Rolle. Jedenfalls werden die Lieder, die unter Tränen lächeln lassen, wird diese lustvoll-schmerzliche, emotional tief gehende Musik wieder gern gehört. Auch die Nigunim, die alten Tanzmelodien der Chassiden, einer jüdischen Sekte, die voll Lebensfreude, mit Singen und Tanzen ihre Gottesdienste beging, gehören dazu.

Die „innere Stimme“ in Musik ausdrücken – das ist es, was Klezmer den Menschen schenkt. Giora Feidman, der große Lehrer der Klezmer, definierte es so: „Klezmer machen Musik, indem sie ihre Seele über ein Instrument atmen.“ ■



Fotos: © Peter Rigaud

Javor (l.) zu Menasse (r.): „Nach dem Krieg konnte ich nach Österreich flüchten. Heute wäre das nicht mehr möglich.“

Dajgezzen und Chochmezzzen

Erwin Javor und Peter Menasse dajgezzen und chochmezzzen** über die österreichische Asylgesetzgebung, Restitution und die Pole-Position von Alfred Gusenbauer.*



Menasse: „Ein schönes Land ist das geworden!“

Menasse: Nu, was ist im Busch?

Javor: Sei mir nicht böse, wenn ich dir sagen muss, dass du schon wieder mit einer Prognose kräftig danebengehaut hast. Ich erinnere mich genau an dein „carry on Kerry“. Hat aber so was von nichts genützt, mein Lieber.

Menasse: Ich weiß, wir sind wieder unter den Busch gefallen. Ich verliere grundsätzlich bei Wahlen. Wen immer ich unterstütze, der hat schon den Scherben auf. Das ist ja auch das Problem der Wiener Austria.

Aber nur deswegen werde ich das nächste Mal auch nicht den Herrn Schüssel wählen.

Javor: Was, so eine Freude willst du ihm machen? Na bitte. Im Übrigen bist du ein echter Europäer. Du willst, wie alle hier, den Amerikanern vorschreiben, wen sie wählen sollen. Damit wäre ich nur unter der Bedingung einverstanden, dass die Amerikaner uns vorschreiben dürften, wer in Kärnten Landeshauptmann werden muss.

Menasse: Gut, der Haider tät's nicht werden, aber kennst du sonst jemand in Kärnten, den man ernst nehmen kann? Ambrozy? Seyfried? Die Namen von den ÖVPlern fallen einem ja gar nicht ein. Die armen Amerikaner – eine solche Wahl.

Javor: Ich bin für Udo Jürgens – „70 Jahr', gefärbtes Haar“. Was sagst du übrigens zur neuen Außenministerin? Endlich ein Regierungsmitglied, zu dem man aufblicken muss.

Menasse: Ja, super: die Erste, die mit 101 Staatschefs von oben herab sprechen kann.

Javor: Unlängst habe ich in der Zeitung „Die Presse“ ein Interview unseres Präsidenten gelesen, das mich schockiert hat.

Menasse: Uj, du fängst schon wieder mit Fußball an. Aber bitte lass den Austria-Präsidenten Peter Langer in Ruhe, der ist ein Freund von mir.

Javor: Nein, ich meine doch den Präsidenten Muzicant. Ich habe in der Zeitung gelesen, dass er Teile der FPÖ für durchaus respektabel hält. Er sagt dort, er würde sich hüten, Herbert Scheibner oder Ursula Haubner irgendwelche Vorwürfe zu machen.

Menasse: Im Jahr 2000 hat er noch eine Brandrede auf dem Heldenplatz vor 250.000 Menschen gegen die schwarz-blaue Regierung gehalten. Inzwischen lobt er die scheidende Außenministerin euphorisch, ist mit dem Kanzler wieder ganz auf Bussi-Bussi, obwohl vieles von dem, was wir befürchten haben, eingetreten ist. Gerade lese ich von inquisitorischen Untersuchungen gegen Rechtsanwälte, die für Asylanter eintreten, und Haider fordert die Videoüberwachung aller österreichischen Schüler, weil in Kärnten einer Haschisch geraucht hat. Ein schönes Land ist das geworden.

Javor: Dabei liegt die Analogie doch klar auf der Hand. In der Zeit ab 1938 haben wir Juden in allen Ländern hilfreiche Anwälte gebraucht, um überleben zu können. Und nach dem Krieg wurden Flüchtlinge auch in Österreich willkommen geheißen. Ich selbst konnte mit meinen Eltern hierher flüchten. Heute wäre das nicht mehr möglich, ein Ergebnis der Politik dieser Regierung. Das sind Muzicants neue Freunde?

Menasse: Ich habe den Eindruck, dass ihm – bei allem Respekt gegenüber Israel – dieses Land wichtiger ist als das Schicksal der Juden in Österreich. Wenn er den israelischen Präsidenten zu einem Empfang hierher bringen kann, setzt er sich mit der österreichischen Regierung, die er eben noch kritisiert hat, an den Galatisch.

Javor: Ich bin ja in den Ansichten zu Israel mit Muzicant völlig einer Meinung. Mich schockiert jedoch außerordentlich, wenn er in dem Interview launig von sich gibt, dass er derzeit keine Gespräche zum Thema Restitution führe

und sich diese Frage „irgendwann einmal erledigen wird“. Was heißt das? Will er warten, bis die Leute, denen die Restitution zusteht, allesamt tot sind, damit sich das Problem dann „erledigt“ hat?

Menasse: Er hat sich in der Frage der Restitution durch eigene Schuld in eine Position gebracht, die er nicht mehr leicht auflösen kann. Er hat sich und die Regierung durch die Verknüpfung mit den amerikanischen Prozessen in eine Sackgasse geführt, aus der er jetzt auch keinen Ausweg mehr sucht. Er sitzt am Ende der Sackgasse, hat es sich dort mit der Regierung nett eingerichtet und vergisst auf die alten Leute, die auf ihre Entschädigung warten und die ihm vertrauen.

Javor: Die Art, wie österreichische Regierungen seit 1945 mit dem Thema Restitution umgegangen sind, gehört ja förmlich in ein Lehrbuch für gelungene Verhandlungsführung. Wem sonst gelingt es, sechzig Jahre lang zu verhandeln, dabei den Eindruck zu vermitteln, man wolle seinen Verpflichtungen gerne nachkommen und doch kaum was herzugeben. Das könnte man gut als Modell für die Gespräche zum EU-Beitritt der Türkei verwenden. Schüssel sagt vermutlich deswegen, man solle mit den Türken in offene Verhandlungen eintreten. Da sind die armen Türken dann noch in sechzig Jahren am Besprechungstisch.

Menasse: Dem Gusenbauer blüht das gleiche Schicksal. Es dauert mindestens noch sechzig Jahre, bis er Kanzler wird.

Javor: Nu, wenn er dann nur startklar ist.

Menasse: Herr Ober, einen neuen Gast.



Javor: „Will der Herr Präsident warten, bis alle, denen Restitution zusteht, tot sind?“



Durch Bush wird die Religion in den USA zur Privatsache

MEINUNG

Auch wenn die Wiederwahl von George W. Bush keine Überraschung war, Bemerkenswertes lieferten die Analysen der Wählerbefragungen: Die Exit Polls (Wählerbefragungen nach Stimmabgabe) zeigten, dass als Wahlmotiv das Thema Wirtschaft plötzlich überholt worden war durch das Motiv „moralische Werte“ – überraschende 22 Prozent gaben an, dass dies bei der Stimmabgabe ausschlaggebend gewesen sei. 80 Prozent dieser Gruppe wiederum stimmten für George W. Bush. Eine Analyse des Wahlverhaltens nach religiösen Gruppierungen bestätigt, dass viele Moral mit Religiosität – vorzugsweise christlicher – gleichsetzen: die „Born Again Christians“, fundamentalistische Christen, machten mit 23 Prozent den bei weitem stärksten und einflussreichsten Pro-Bush-Wählerblock aus. 78 Prozent der Wähler in dieser Gruppe wollten den Präsidenten weiterhin im Amt sehen.

Die Konsequenz daraus, dass nämlich Politiker aller Couleurs künftig verstärkt an konservative, christliche Werte appellieren müssen, halte ich für sehr problematisch. Denn aus Angst, mit christlichen Fundamentalisten in einen Topf geworfen zu werden, stehen immer weniger liberale und progressive Politiker öffentlich zu ihrer Religiosität; der steigende Assimilationsdruck verleitet auch religiöse Minderheiten dazu, ihre Religiosität in die Privatsphäre zu verbannen; und Mitte-rechts-Politiker überholen einander im vorausseilenden Kniefall vor der vermeintlichen Macht jener, die ein – wenn schon nicht von Gott, so zumindest von gottesfürchtigen Männern gelenktes – Amerika wollen.

Die Republikaner rufen zwar am lautesten nach einer christlichen Nation, sie haben



Foto: © Privat

aber weder das amerikanische Christentum noch Gott für sich gepachtet. Anhänger der traditionellen Glaubensrichtungen tendieren – mit einer wichtigen Ausnahme – zwar eher zu George W. Bush, aber bei weitem nicht so deutlich wie die Fundamentalisten: 59 Prozent der Protestanten und 52 Prozent der Katholiken votierten für Bush, während 40 Prozent der Protestanten bzw. 47 Prozent der Katholiken dem demokratischen Herausforderer ihre Stimme gaben.

In der Analyse religiös motivierten Wahlverhaltens heben sich drei Gruppen als eindeutige Kerry-Unterstützer hervor: jene 10 Prozent der Wähler, die keiner Religionsgemeinschaft angehören; jene sieben Prozent der Wähler, die einer nicht jüdisch-christlichen Religion angehören; und die drei Prozent jüdischen Wähler. In der ersten Gruppe wählten 67 Prozent Kerry, in der zweiten 74 Prozent. Von diesen drei stellen allerdings bloß die jüdischen Wähler eine Gruppe dar, die auch jenseits von Wahlforschung – ob zu Recht oder Unrecht sei dahingestellt – als weitestgehend homogene und kohärente Gruppe wahrgenommen wird. 74 Prozent amerikanischer Juden wählten John Kerry.

Damit sind „Born Again Christians“ und Juden die einzigen religiösen Gruppen, die

überwiegend dem einen oder anderen politischen Lager zugehören. Was der einen Gruppe erklärtes Ziel ist, nämlich das Ende der Trennung von Kirche und Staat, ist wohl der anderen Gruppe Alptraumsszenario. Die öffentliche Präsenz fundamentalistischer christlicher Rhetorik, die Betonung der Rolle Gottes im Schicksal Amerikas und die allgegenwärtige Invokation einer christlichen amerikanischen Nation sind heute weiter verbreitet als noch vor vier Jahren. Um klarzustellen: Nichts weist auf eine generelle Zunahme der Diskriminierung religiöser Minderheiten in den USA in den vergangenen Jahren hin. Die zunehmende Diskriminierung von Moslems, Ausdruck der allgemeinen Post-9/11-Kultur der Angst, sollte jedoch nicht nur Moslems nachdenklich stimmen.

Besonders bedenklich ist, dass der einseitigen Vereinnahmung von Religiosität im öffentlichen Raum kaum etwas entgegengesetzt wird. Seit Jahren, scheint es, hält sich die Mehrheit religiöser Menschen eisern an das – bedauerlicherweise gerade unter Liberalen und Progressiven weit verbreitete – Dogma, wonach die Trennung von Kirche und Staat Politikern und öffentlichen Funktionären Stillschweigen über ihre eigene Religiosität oder Spiritualität auferlegt. Diese selbst auferlegte Zurückhaltung führt im besten Fall zu uninspirierter Politik und im schlimmsten Fall zum Diktat religiöser Fundamentalisten. Der Mangel an Vielfalt von verschiedenen im öffentlichen Raum gelebten Religionen weckt nicht von ungefähr die Versuchung, Amerika als christliche Nation zu reklamieren. Und während sich die Mehrheit zumindest rhetorisch und in der Öffentlichkeit zur Ersatzreligion des heute über allem waltenden wirtschaftlichen Paradigma bekennt, füllen religiöse Fundamentalisten das solcherart entstandene Vakuum.

So gesehen ist Kerrys Entscheidung, seine Religiosität im Wahlkampf zu thematisieren, mehr als nur ein taktisches Zugeständnis an die so genannten Wertewähler; sie ist viel-

mehr Ausdruck seines Rechts, öffentlich über seinen Glauben zu sprechen. „Was immer man im öffentlichen Leben tut, sollte vom jeweiligen Glauben der Person geleitet sein“, sagte Kerry, betonte aber – im Unterschied zu seinem Kontrahenten –, dass die spezifischen Werte nicht über die Gesetzgebung anderen aufgezwungen werden sollten. Das ist zugegebenermaßen eine schwierige Gratwanderung, die nur am konkreten Beispiel beurteilt werden kann. Umso wichtiger ist es, dass Politiker und öffentliche Funktionäre offen über ihre Religiosität und ihr Wertesystem sprechen. Denn nur so können Wähler beurteilen, ob der Grundsatz der Trennung von Kirche und Staat im Einzelfall gewahrt bleibt. Damit ist auch eine spezifische Herausforderung für religiöse Minderheiten verbunden, haben die meisten Menschen doch nur vage Vorstellungen über die von Minderheiten praktizierten Religionen. Ausdruck dieser Unwissenheit ist es etwa, wenn Meinungsforscher christliche Wähler in weitere Subgruppen unterteilen, alle jüdischen Wähler aber als eine homogene religiöse Gruppe zusammenfassen und so tun, als ob 5,2 Millionen amerikanische Juden allesamt den gleichen Zugang zum Judentum hätten.

Vor kurzem zitierte die New York Times in einer kleinen Notiz eine Aussage von Ruth Bader Ginsburg, einer von Bill Clinton ernannten Richterin am US-Höchstgericht: „Ich bin Richterin, wurde als Jüdin geboren und erzogen und bin stolz, Jüdin zu sein. Die Forderung nach Gerechtigkeit zieht sich wie ein roter Faden durch die jüdische Tradition.“ Die Präsidentenwahl hat die Weichen für die zukünftige Besetzung des neunköpfigen Gremiums gestellt und damit die politische Ausrichtung dieses Gerichtshofes festgelegt. In diesem Kontext gewinnen Ginsburgs Worte zusätzlich an Bedeutung, als ein wesentlicher Beitrag, um die unterschiedlichen Gesichter von Religiosität in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen und damit fortwährend an die immense Bedeutung von Religionsfreiheit zu erinnern.

Gemacht und gemacht und gemacht

MEINUNG

In einem jiddischen Kabarett hörte ich einmal folgenden Sketch über einen, der meinte, mit einer Tat eine ganz außergewöhnliche Leistung vollbracht zu haben, von der alle anderen jedoch dachten, es handle sich dabei nur um viel leere Luft: „Moische – wus machst di? Ich hob gemacht a Reform. Oha! Gemacht a Reform? Jo, gemacht a Reform. Gemacht? Gemacht! Und gemacht und gemacht und gemacht ...“ Die Kultusgemeinde hat eine Reform der Statuten gemacht. In zwei Ausgaben der „Gemeinde“ wurde darüber ausführlich und prominent berichtet: Nach 114 Jahren würde das Statut endlich reformiert, ein Jahr lang hätte eine Kommission daran gearbeitet, den Entwurf hätte der Präsident seit 1981 mit sich herumgetragen.

Die Kernpunkte der Reform (laut „Gemeinde“ und Meldung der APA):

- Die Kultusgemeinde definiere sich jetzt eindeutig als politische Vertretung der österreichischen Juden nach außen. (Das war jedoch auch bisher so, Anm. d. Autors.)
- Der Präsident würde entmachtet. (Diese Behauptung ist allerdings aufgrund des Statutenentwurfs nicht nachvollziehbar.)
- Es gibt zwei anstatt bisher nur einen Generalsekretär. (Eine Änderung, die wohl eher in Zusammenhang mit der bevorstehenden Pensionierung des derzeitigen Generalsekretärs Dr. Hodik und der bereits ausgehandelten Nachfolge zu stehen scheint, bei der zwei Personen „untergebracht“ werden müssen.)
- Schlussendlich werde der Sprung der Kultusgemeinde ins 21. Jahrhundert dadurch gewährleistet, dass alle im Statut genannten Funktionen grundsätzlich von Männern und Frauen wahrgenommen werden können, die eines Rabbiners ausgenommen.



Foto: © Peter Rigaud

(Dies war aber auch schon bisher so, auch im 19. Jahrhundert.)

Ein eigenes Bürgerparlament solle über die Statutenreform beraten und man möge den Entwurf im Generalsekretariat anfordern, stand in der September-Ausgabe der „Gemeinde“. Bei ebendieser Veranstaltung waren dann sage und schreibe 20 Personen anwesend. Den Entwurf vorab angefordert hatten insgesamt drei Personen. Zwei Journalisten, die den Entwurf, obwohl auch Gemeindemitglieder, jedoch nicht erhielten und ein weiteres Mitglied der Gemeinde, welches ihn erhielt – der Autor dieser Zeilen. Es tut einem geradezu körperlich weh mit anzusehen, wie ein weiteres Mal diese kleine Schar von Funktionären der Kultusgemeinde in wahrscheinlich tausenden Stunden bezahlter und freiwilliger Arbeit, mit – zumindest mehrheitlich – guten Absichten, eine Statutenreform macht, die bestenfalls als eine Straffung und sprachliche Redaktion bezeichnet werden kann und welche, neben einigen anderen wichtigen Punkten, die zwei zentralen Probleme der Kultusgemeinde völlig außer Acht lässt:

1. Das Wahlrecht und die Organisationsstruktur

Es gehört heute zum Basiswissen von Organisationswissenschaftlern, dass gerade kleine Organisationen, wie die Kultusgemeinde eine ist, große Probleme mit der Abhaltung

von demokratischen, fairen und würdigen Wahlauseinandersetzungen haben. Wir kennen dies von Briefmarken-, Kleingarten-, Elternvereinen, von Organisationen jeder Art und jeder Konfession; da bildet die Kultusgemeinde also keine Ausnahme.

Besonders verschlimmernd wirkt jedoch neben anderen, zum Teil von uns selber als charakteristisch jüdisch angesehenen Dynamiken, das bestehende Wahlrecht. Konzipiert für eine Gemeinde mit fast 200.000 Mitgliedern, gibt es 24 Kultusvorsteher, gewählt aufgrund von Wahllisten, mit Koppelungsmöglichkeiten und einem endlosen Wahlkampf, geführt ohne irgendeine Beschränkung des Mitteleinsatzes. Mit dem Resultat beschämender und immer mehr Gemeindeglieder abstoßender Wahlauseinandersetzungen und solcher Kuriositäten wie der Tatsache, dass praktisch jeder Kultusvorsteher seine 80 bis 100 Wähler persönlich kennt und dass die zu wählenden Kandidaten der 11 Wahllisten und deren nächste Familienangehörige ca. 30 bis 40 Prozent der gesamten Wähler ausmachen.

Es wäre daher dringend an der Zeit, den Vorstand der Kultusgemeinde auf sieben, maximal neun Mitglieder mit einem Präsidenten zu reduzieren. Einen Vorstand, der eine reine Aufsichtsratsfunktion gegenüber dem bezahlten Verwaltungsapparat einzunehmen hätte. Der sich auf die Vorgabe von Leitlinien und seine politische Funktion konzentrieren könnte. Dies alles unter einem vernünftigen Aufwand an Zeit und Energie. Die Mitglieder dieses Vorstandes wären in einer Persönlichkeitswahl, im Rahmen einer Briefwahl, zu bestellen. Dies nachdem allen Kandidaten – gemeinsam – bei mehreren, in den verschiedenen Teilen der Gemeinde abzuhaltenden Veranstaltungen und in einer oder zwei Sondernummern der „Gemeinde“ die gleichen Möglichkeiten gegeben wurden, sich vorzustellen. Bei Untersagung jeglicher sonstiger Agitation, Versendung von Zeitungen und dgl. mehr. All dies wie es bereits in moderneren Organisationen gehandhabt wird, die sich dieser Problematik bewusst geworden sind und wofür es bereits einige Literatur gibt.

2. Inhaltliche Ausrichtung

In all den Jahren, in denen ich die Politik der Kultusgemeinde – eine Zeit lang mehr, eine Zeit lang weniger – miterlebte, stellte sich mir immer wieder die Frage, was eigentlich die wichtigsten Inhalte, die wichtigsten Ziele der Kultusgemeinde wären. Es erschien mir geradezu unabdingbar, diese grundsätzliche Diskussion, vor allem im Rahmen einer Statutenreform, einmal zu führen und solche Inhalte und Ziele – so schwierig und monströs diese Aufgabe auch erscheinen mag – zu formulieren. Als besonders gute Anregung erschien mir eine religiöse Quelle: Das She-moneh Esrei Gebet, welches wir in dieser Form seit der Zerstörung des 2. Tempels drei Mal täglich beten (sollten) und in dem wir unsere (18 bzw. 19) Wünsche an Gott äußern, beginnen wir mit drei Huldigungen Gottes. Die erste Bitte jedoch, die wir für uns Menschen äußern, ist nicht jene nach Glück, Erlösung, Gesundheit oder gar Geld. Nein, es ist die Bitte um Chochma, Bina und Da'at – um Weisheit, Verstand/Einsicht und Wissen.

Und hier eröffnet sich das – wie ich meine – fürchterliche Defizit der Kultusgemeinde gegenüber z. B. den Lubawitschern. Während diese die o. g. Begriffe in jeder Hinsicht zu ihrem Markenzeichen gemacht haben – die Lubawitscher Bewegung nennt sich eben auch Chabad (aus den Anfangsbuchstaben der drei Begriffe) –, steht, vielleicht etwas polemisch gesprochen, für viele das Markenzeichen der Kultusgemeinde „IKG“ für Immobilien, Kumpelwirtschaft und Geld. Wenn es die Kultusgemeinde daher nicht schafft, ihr Selbstverständnis, ihre Ziele, ihren Fokus stattdessen auf mehr Menschlichkeit, Weisheit, Gefühl und Verstand im Umgang mit den Menschen innerhalb und außerhalb der Gemeinde, auf die Förderung einer lebendigen, diskussionsfreudigen und kontroversen jüdischen Kultur, von jüdischem Wissen, Geist usw. zu richten, es also nicht schafft, als Synonyme für die Marke „IKG“, sagen wir einmal, die Begriffe Intellekt, Kultur und Gemeinschaft zu setzen, dann hat sie eben eine Statutenreform gemacht. Gemacht und gemacht und gemacht.

Hans Dichand und die Juden

MEINUNG

Rabbiner Jacob Biderman formuliert immer vorsichtig und bedächtig. Das wird von den Juden in Wien geschätzt und ihm auch zugute gehalten. Umso mehr, wenn man seine zurückhaltende Art zu formulieren mit irrationalen Aussagen anderer jüdischer Repräsentanten vergleicht. Es ist jedoch äußerst mühsam, Rabbiner Jacob Biderman zu interviewen. Er nimmt sich für ein Interview sehr viel Zeit und antwortet auf alle Fragen langsam und sorgfältig. Er verlangt vor Veröffentlichung eine Abschrift, um diese dann zu autorisieren. In weiterer Folge entsteht – und diese Erfahrung habe ich selbst gemacht – eine zeitaufwändige Diskussion. Obwohl das Interview auf Tonband festgehalten wurde, besteht Rabbiner Jacob Biderman nachträglich auf diversen Änderungen. Schlussendlich werden jene Aussagen, die im Original mutige und interessante Gedanken beinhalteten, so lange relativiert und abgeändert, bis nichts mehr von Brisanz übrig bleibt.

Um zu verhindern, dass wir mit Stehsätzen und allgemeinen Floskeln unsere geneigten Leser langweilen, haben wir von NU in der Vergangenheit bis kurz vor Redaktionsschluss mit Rabbiner Biderman um endgültige Formulierungen regelrecht gerungen. Das Resultat war dann ein Kompromiss. Ich erinnere mich, dass mir im Frühjahr 2002 eine NU-Redakteurin – von den vielen Änderungen entnervt – Folgendes auf meinen Anrufbeantworter sprach: „Ein Rabbiner ist ein Rabbiner ist ein Rabbiner ist ein Rabbiner ist ein Rabbiner.“ Die Autorisierung für das zweite Interview mit Rabbiner Jacob Biderman in der Chanukah-Ausgabe 2003 war ähnlich schwierig zu erreichen. Es war gekennzeichnet von dem Wunsch, seine ursprünglich mutigen und kritischen



Foto: © Peter Rigaud

Aussagen im Nachhinein zu verharmlosen. In Kenntnis dieser Vorgeschichte, ist seine Grußbotschaft an Hans Dichand anlässlich der hohen Feiertage doch sehr bemerkenswert. In einem persönlichen Schreiben, welches auch prompt auf Seite 2 der „Krone“ abgedruckt wurde, schreibt Rabbiner Biderman im Namen des Lauder Chabad Campus Folgendes:

„Sehr geehrter Herr Dichand, mit den bevorstehenden ‚Rosch Haschana‘-Feiertagen wird das neue jüdische Jahr 5765 feierlich eingeleitet. Der jüdischen Tradition folgend, wird an diesen Tagen in den Synagogen zu Gunsten von Freunden gebetet und das vergangene Jahr bedankt. Dies ist eine schöne Gelegenheit Ihnen unsere Verbundenheit auszudrücken und für das neue Jahr Gesundheit, Glück und Erfolg zu wünschen, mit besten Empfehlungen Prof. Rabbiner Jakob Biderman.“

Ich kann mir zwar beim besten Willen nicht vorstellen, dass Juden zu Gunsten von Hans Dichand gebetet haben, wenn aber doch – viele können es nicht gewesen sein. Die meisten erinnern sich nämlich noch allzu gut an die vielen Artikel, Serien und Gedichte mit antisemitischen Tendenzen in der meistgelesenen österreichischen Tageszeitung. Dichand jedenfalls bedankte sich postwendend für den reizenden Brief: Am 22. Oktober erschien auf Seite 3 der Kronen

MEINUNG

Zeitung ein großes Foto von Biderman mit Gila Katsav, der Ehefrau des israelischen Staatspräsidenten, beim Besuch des Lauder Chabad Campus mit folgendem Zitat Katsavs: „Ich bin überglücklich, dass jüdisches Leben in Österreich wieder so schön blühen kann.“

Wer ist nun jener Mann, der angeblich unser Freund ist? Hans Dichand ist Herausgeber und war bis vor kurzem auch Chefredakteur der „Neuen Kronen Zeitung“. Der über 80-jährige Dichand ist außerdem Hälfteeigentümer dieser – im Verhältnis zur Bevölkerungszahl – größten Tageszeitung der Welt. Der andere 50-Prozent-Anteil an der „Krone“ wird vom deutschen WAZ-Konzern gehalten. Die „Krone“ wurde zwar als populistisches Massenblatt konzipiert, hat aber aufgrund vieler antisemitischer und fremdenfeindlicher Inhalte, welche immer wieder alte Ressentiments schüren, den Zorn des mächtigen WAZ-Konzerns hervorgerufen. Die Folge war, dass der deutsche Konzern Hans Dichand und seinen als Chefredakteur eingesetzten Sohn entmachten wollte. In einem NEWS-Interview hat der WAZ-Chef Erich Schumann bedauert, dass „antisemitische Untertöne“ in der „Krone“ festzustellen sind. Hans Dichand, der im Zuge des Kampfes um die „Krone“ gegen den WAZ-Konzern eine Auseinandersetzung vor einem unabhängigen Schiedsgericht austrägt, klagt daraufhin Erich Schumann und Hans Rauscher, der Schumanns Aussage im „Standard“ zitiert hatte. Die Beklagten konnten scheinbar mühelos mit einer umfangreichen Dokumentation den Wahrheitsbeweis antreten und bekamen daher vor Gericht Recht. In der schriftlichen Begründung vom 12. Juli 2004 heißt es unter anderem: „Es wurden dem Leser antisemitische Untertöne vermittelt, teils unverhohlen, teils durch Anspielungen und Andeutungen. Aus dem Kontext der einzelnen Artikel gelangte das Gericht zur Feststellung, dass die ‚Neue Kronen Zeitung‘ zumindest in den im Urteil angeführten Beiträgen und Artikeln antisemitische und rassistische Untertöne jedenfalls bis in das Jahr 2003 verbreitet hat.“

Jeder, der Hans Dichand für unseren Freund hält, sollte das soeben erschienene Buch von Hans Rauscher „Israel, Europa und der neue Antisemitismus“ (Molden) lesen. Was könnte Rabbiner Jacob Biderman veranlasst haben, Hans Dichand einen derartigen Brief zu schreiben? Hält er ihn tatsächlich für einen Freund oder verspricht er sich möglicherweise nur weitere finanzielle Hilfen für Chabad? Es ist unbestritten, dass Chabad in Wien eine wichtige soziale und geistige Aufgabe erfüllt, die nicht hoch genug hervorzuheben ist. Das gibt aber Biderman noch lange nicht das Recht, eine Person zu „kaschern“ (für kosher zu erklären), die in der Vergangenheit für viele Vorurteile und Ressentiments gegen Minderheiten in Österreich die Mitverantwortung trägt.

Andererseits stellt sich die interessante Frage, was Dichand veranlasst haben könnte, seine Blattlinie in dieser Frage zu ändern. Die „Krone“ hat sich nämlich in den letzten Monaten in der „Judenfrage“ auffällig zurückgehalten. Auch die Israelberichterstattung ist objektiver und unaufgeregter, als in so manch anderen so genannten und selbst ernannten österreichischen Qualitätszeitungen. Über die Gründe kann man lediglich spekulieren. Hat die Freundschaft zu Rabbiner Jacob Biderman den mächtigen



Schalom – Mit einem herzlichen Friedensgruß wurde Gila Katsav, Frau des israelischen Staatspräsidenten Moshe Katsav, bei ihrem Besuch Donnerstagmittag in der Lauder Chabad Schule in Wien von Hunderten jüdischen Kindern begrüßt. „Wir freuen uns,

dass Frau Katsav uns die Ehre erweist“, sagt Prof. Jacob Biderman, Vorsitzender des Lauder Chabad Campus, der durch die großartige Schule führte. Gila Katsav war gerührt: „Ich bin überglücklich, dass jüdisches Leben in Österreich wieder so schön blühen kann.“

MEINUNG

gen Hans Dichand bekehrt oder will er nur sein schlechtes Image verbessern? Dichand ist bekanntlich Milliardär. Seine überreiche Ernte wurde auch dank der „antisemitischen Untertöne“ in der „Krone“ eingefahren. Finanziell und machtpolitisch hat Dichand in seinem Leben alles erreicht. Möglicherweise will er nicht als Antisemit der Nachwelt in Erinnerung bleiben. Wesentlich wahrscheinlicher ist es aber, dass sich Hans Dichand im Zuge der gerichtlichen Auseinandersetzung mit dem deutschen Hälfteeigentümer zurückhält, um den Gegner vor Gericht in

Beweisnotstand zu bringen. Wenn nämlich Rabbiner Biderman Hans Dichand öffentlich als Freund bezeichnet, kann er schwerlich von den gegnerischen Anwälten zum Antisemiten gestempelt werden.

Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die derzeitigen Kosten der Infrastruktur unserer Gemeinde nicht mehr seriös zu finanzieren sind. Und wir alle sollten vermeiden, vom Wohlwollen der heutigen oder auch jeder zukünftigen österreichischen Regierung (oder von Einzelpersonen) abhängig zu sein.

Wir wünschen allen unseren Mitgliedern und Freunden ein fröhliches Chanukkah

Der Vorstand Ohel Rahel



AUFLÖSUNG

des Rätsels von Seite 20

SENKRECHT

- | | |
|-------------------|------------------------|
| 1. MAZZESINSEL | 23. REINHARD = |
| 2. HAKOAH | REINHARDT |
| 3. LIE | 27. KADMON |
| 4. FREUD | 29. SI |
| 6. BN | 31. NAKEB = BEKAN |
| 7. GEREM | 33. EREZ |
| 9. NEBBICH | 37. SG (Steiner Gabor) |
| 10. EBABL = BABEL | 39. CL |
| 12. HR | 40. HE |
| 15. LAW | 41. NE |
| 16. NEDANN | |
| 19. CHALLE | |
| 20. SET | |

WAAGRECHT

- | | |
|-----------------------|-------------------------|
| 1. MAHLER | 25. ATEM |
| 5. AI | 26. SL |
| 6. BERG | 27. KHON = KOHN |
| 8. ZEKENEN | 28. ELSA |
| 11. EE | 30. NNNN |
| 12. EB (Ernst Bloch) | 32. LEIDER |
| 13. PURim | 34. AH |
| 14. ALBAN | 35. MR |
| 17. DE | 36. farKAS |
| 18. SCHABBES | 38. SCHÖNBERG |
| 21. IH (Israel Hönig) | 42. LENZE |
| 22. WILDER | 43. BD (bande dessinee) |
| 24. NAH | |

Was hinter der schwarz-blauen Wirtschaftspolitik steckt:



Die heiße Luft täuscht niemanden mehr: Die Steuern sind so hoch wie nie zuvor und die Kaufkraft der Konsumentinnen und Konsumenten wird immer geringer. Für die Klein- und Mittelbetriebe hat das enorme Auswirkungen und die Belastungen werden immer größer. Die Wirtschaft braucht einen Kurswechsel.

UMDENKEN. HANDELN.

www.wirtschaftsverband-wien.at

Sozialdemokratischer
WIRTSCHAFTSVERBAND
Wien



P.B.B. ► VERLAGSPOSTAMT 1010 WIEN ► ZULASSUNGSNR.: 02Z033113M

I M P R E S S U M

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479
Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15
BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

MITARBEITER DIESER AUSGABE:

Martin Engelberg, Elfriede Genée, Erwin Javor,
Peter Menasse (Chefredakteur), Axel Reiserer,
Peter Rigaud (Fotoredaktion), Thomas Schmidinger,
Saskia Schwaiger (Chefin vom Dienst), Danielle Spera,
Michaela Spiegel, Philipp Steger, Rudolf Taschner, Barbara Tóth

ABOBESTELLUNG/PREISLISTE INSERATE:

Anton Schimany Tel.: +43/664 300 77 06,
Fax: +43/1/715 05 45-15, E-Mail: office@nunu.at
Preis pro Einzelausgabe: EUR 3,-/Jahresabonnement: EUR 10,-

SATZ & LAYOUT:

echokom werbeagentur ges.m.b.h,
1070 Wien, Schottenfeldgasse 24, Telefon: +43/1/526 26 76-0